Wiener Stadt-Bibliothek.
8011/3 A

6947

F V 10.

F III 5

Erzählungen

von

Ernst von Houwald.

Dritter Band.

Wahnsinn und Tod.
Das Begräbniß.
Die Braut von sechs Jahrhunderten.

Wien, 1827.
Bey Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bey
Mich. Lechner, Buchhändler.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Wahnsinn und Tod.

Ein Bruchstück
aus meinen musikalischen Wanderungen.

Du willst also nicht geduldig warten, bis ich Dir die Geschichte meiner Wanderung selbst vollständig vorlegen werde? — Dir wird also die Zeit zu lang, und Du willst nicht aufhören mich zu mahnen, bis ich Dir doch wenigstens eine Frucht aus meiner Reise-Mappe aufgetischt habe? — Nun wohlan, Du sollst deinen Willen haben! — Doch wie das Kind wehmüthig freundlich sein Schränkchen öffnet, um den begehrenden Gespielen mit Lieblingssachen zu bescheiden, so öffne ich dir meine Mappe; sie sollte lange noch verschlossen bleiben, und lange noch die Erinnerung mir daraus vorerzählen. — Ach! zwischen den Augenblicken des Selbst-Erlebens und des Niederschreibens, da liegt eine goldne Zeit, und wir glauben die Bilder, die unser Gemüth von den Scenen des Lebens auffaßte, verschenkt zu haben, so bald sie in schwarzen Zügen vor uns auf dem Papiere stehen! —

Nimm sie denn hin! ich wähle eine Scene, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, und für sich ein eignes Ganzes ausmacht. —

Du kanntest meinen unbesiegbaren Wunsch von früher Kindheit an, die Welt zu durchreisen, und weißt, wie er mächtig mit mir heranwuchs. Es war mir nicht sowohl darum zu thun, die lebenden Generationen der verweichlichten Völker kennen zu lernen, als die halbverlöschten Riesenspuren mächtigerer Geschlechter, die nicht mehr sind, aufzusuchen, und meine Seele dann wieder zu erfreuen und zu stärken, durch den Anblick der mitten in allem Wechsel dennoch immer schön bleibenden Natur, die meine Freundin allenthalben seyn sollte, wie sie die Freundin der längst vergangenen großen Menschen gewesen war, ein freundliches Band auf diese Weise zwischen mir und der Vorwelt knüpfend. Aber auch noch eine zweite Freundin sollte mich auf meinen Reisen begleiten, ja gewissermaßen mir den Weg bahnen, und das war die Musik. Ich gedachte nicht allein, mir durch diese allgemeine verständliche Sprache einen leichtern Eingang zu verschaffen, sondern auch, da die alte Gastfreiheit den Gastwirthen Platz gemacht hat, meine Reisekasse nöthigenfalls durch sie zu füllen. Während der Zeit meiner Universitätsjahre, hatte ich oft und viel von meinem Reiseplan gesprochen. Man fand ihn allgemein höchst interessant; und so ging

denn auch mein zweiter Lieblingswunsch in Erfüllung und mehrere meiner musikalischen Freunde verbanden sich mit mir zu dieser Wanderung. Wir waren unserer fünfe an der Zahl, und wahrlich kein übles Quintett, denn jeder war auf seinem Instrumente Meister.

Um Dir das ganze Bild lebendiger zu zeichnen, will ich Dir die Freunde nennen. — Zum Theil sind sie schon nicht mehr! — Doch wenn ich ihre Namen hier ausspreche, wird mir, als ständen sie wieder vor mir, und grüßten mich und als flössen unsere verwandten Seelen noch einmal in unserer Töne Harmonie zusammen. Ach! und wie Ossian, rufe ich sehnsuchtsvoll aus:

»Seyd mir gegrüßt! ihr Geister meiner Freunde!
»Die ihr auf sturmbewegten Wolken wohnt.
»O! daß ihr kämt, zu meiner öden Halle,
»Wenn still die Nacht mich Einsamen umfängt!—
»Und horch! ihr kommt! — ihr naht! auf meiner Harfe,
»Wenn sie verlassen an der Mauer hängt,
»Vernehm ich oftmals eure leichte Hand,
»Und euren Gruß, wie ferne Bienen-Töne!«

Müller war unser Meister; er spielte vortrefflich die Violine und Klarinette. Meßling spielte ebenfalls die Geige und das Bassethorn. — Weiße blies die Flöte; Kracker das Horn, und

ich selbst hatte, nächst meiner Laute, zu Ausfüllung unseres Quintetts meinen Fagott mitgenommen. — Einem jeden von uns hatten wir ein Amt übertragen, und nannten uns scherzhafter Weise danach. Müller hieß der Kapellmeister, er war der Geübteste von uns, spielte stets die erste Stimme, und gab die aufzuführenden Musik-Stücke an. Meßling hieß der Dichter; wir erhielten manches schöne neue Lied von ihm. Kracker war der Komponist, und gab den Liedern Melodien. Weiße war unser Kassirer, und besorgte das Wirthschaftliche, und ich selbst wurde, meiner Laute wegen, die ich meine Geliebte zu nennen pflegte, der Minne-Sänger genannt.

Hier hast Du nun das kleine wandernde Orchester, das, nur von einem einzigen Diener begleitet, frohen Muthes in das große Schauspielhaus der Welt einzog, um dort aufzuspielen, bei den so verschiedenen Scenen des Lebens.

Aber ich fasse Dich nun, wie Mephistopheles den Faust, und führe Dich durch die Luft mit mir fort, über unser Deutschland hinweg, bis nach dem Stiefel von Europa, und setze Dich in Neapel nieder, wo Du mich und meine Genossen wieder finden wirst. — Von alle dem, was uns

auf dem weiten Wege, von der Heimath bis hieher begegnete, wie wir überall willkommen waren, und oft reichen Lohn empfingen, wie so manches Schloß sich aufthat, manche zarte Frauenhand uns den goldenen Wein kredenzte, manches schöne Auge uns nachschaute, wenn wir weiter fortwanderten, und man allenthalben die fünf ziehenden Schwäne gern festgehalten hätte, davon erfährst Du jetzt nichts, eben so wenig, als von so manchem süßen Gefühle, das unser Herz ergriff. Genug, wir hatten auch Italien durchzogen und waren zu Neapel angekommen. Hier hatten wir uns nun schon mehrere Wochen aufgehalten, hatten uns einigemal mit Beifall öffentlich hören lassen, wodurch unsre Reisekasse in guten Stand gekommen war; wir hatten die Schönheiten der Gegend gesehen, in Herkulanum und Pompeji aufgespielt und dem Vesuv unser Ständchen gebracht, und es wäre nun wieder Zeit gewesen, unsere Reise weiter fortzusetzen, allein unser Kassirer Weiße war seit unserer Ankunft in Neapel krank, und so mußten wir denn seine Genesung wieder abwarten. Indeß nun meine Freunde dadurch Zeit gewannen, manche reizende Bekanntschaft anzuknüpfen, zog mich ein eignes Interesse nach den Hafen. Wir

hatten in den ersten Tagen unseres Aufenthalts zu Neapel einige Abende, die hier besonders herrlich über Land und Meer aufsteigen, mit unseren Blase-Instrumenten am Hafen auf dem Molo zugebracht, und darin einen vorzüglich großen Genuß gefunden, vollstimmige Phantasien aufzuführen. Einer von uns trug nehmlich ein aus dem Stegreif erfundenes Stück vor, indeß ihm die übrigen dazu akkompagniren mußten. Da wir nun alle auf unsern Instrumenten wohl geübt waren, so hörte man größtentheils treffliche Phantasien, und die Begleitung war bisweilen so überraschend schön, daß der die Melodie führende oft innig ergriffen wurde, wenn statt der düster geträumten Dissonanz, die Freunde zur Konsonanz es stimmten, und so aus den Phantasien aller dennoch die herrlichsten Harmonien zusammen flossen. Das menschliche Getöse im Hafen wurde dann oft stiller und stiller, man horchte auf unsere Musik, und nur die Wellen des alten Meeres, gingen leise rauschend ab und zu. Jedesmal wenn wir uns Abends hier versammelten, hatten wir auf der äußersten Spitze des Molo einen Mann wahrgenommen, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. — Er stand einmal wie immer, ohne alle Kopfbedeckung, auf seine Harfe gestützt, und schaute starr ins weite

Meer hinaus; er trug einen dunkelbraunen Mantel auf abentheuerliche Weise umgeschlagen, und war mit einem kurzen breiten Schwerte umgürtet. Sobald aber unsere Musik begann, wurde er unruhig, ging ernst und finster an uns vorüber, und kehrte erst dann auf seinen Standpunkt zurück, wenn wir den Molo verließen. Zu dieser sonderbaren Erscheinung zog mich ein unwiderstehliches Gefühl hin, und ich beschloß diesen Harfner näher kennen zu lernen. — Am nächsten Abende schlich ich mich einsam nach dem Hafen. Es war schon spät, als ich dort ankam, und der Lärmen im Hafen stiller geworden. Da vernahm ich vom Molo her die Klänge einer Harfe, und eine schöne Tenorstimme die dazu sang. Es war mein Harfner. Ich fragte einen wohlgekleideten Mann, der ihn zuzuhören schien: wer denn jener Sänger dort sey? — erhielt aber die unbefriedigende Antwort; daß ihn eigentlich Niemand hier kenne, man auch nicht wisse, wo er hergekommen wäre, daß man ihn aber fast alle Abende, wenn das Volk sich verlaufen hätte hier bis spät in die Nacht könne singen hören, wo ihn denn ein Mädchen nach Hause zu begleiten pflege, und daß er allgemein unter dem Namen: des wahnsinnigen Harfners bekannt sey; jedoch

rathe er mir, ihm zuzuhören, denn ich würde wohl selten ein so herrliches Spiel vernommen haben. — Ich trat näher hinzu und hörte, wie er in englischer Sprache ein Lied von Ossian sang. Er trug es mit seiner melodischen Stimme rezitativartig vor, nur manchen Stellen gab er Liedes-Melodie, und mit großer Sicherheit griff er dazu in die Harfe. Indeß ich nun in geringer Entfernung von ihm saß und lauschte, ging der Mond eben auf, und wie er seinen Schimmer über den Harfner ergoß, und der Nachtwind, der über den Hafen hinzog, mit seinem Gewande und seinen langen Haaren spielte, so war mirs, als sehe ich wirklich Ossian vor mir stehen, auf seinem Felsen am Meere, zu den Geistern seine Stimme erhebend, die auf den Wolken ihm vorüber zogen. Mich faßte ein unnennbares Gefühl, und still entzückt hörte ich dem herrlichen Gesange zu.

Ein Mädchen störte mich in meinem stillen Genuß. Sie bat um eine Gabe, indem sie vorgab, sie sammle dort für den Harfner, und ging nachdem ich ihr reichlich gegeben hatte, auf ihn zu und sagte: »Der Mond ist aufgegangen!« worauf er sich dann schweigend von ihr fortführen ließ.

Ich kam spät nach Hause. Die Freunde zogen mich mit meinem langen Außenbleiben auf, ich aber verschwieg ihnen die Ursache desselben, weil ich glaubte, mir Einzelnen würde es eher gelingen die Bekanntschaft des Harfners zu machen. Durch wiederholte reichliche Geschenke hatte ich mir die Neigung jenes Mädchens zu erwerben gewußt, die ihn nach Hause zu begleiten pflegte, und sie vertraute mir denn endlich: ihr Vater sey ein Lazarone, und habe bei seinem Umherstreifen eines Tages in der Gegend von Neapel einen kranken sehr hülflosen Menschen unter einer Pinie liegend gefunden. Als er ihn untersuchen wollen, habe ihm der Kranke einen schweren Beutel hingereicht, und ihn in gebrochenem Italiensch gebeten: ihn todt zu stechen. Das hätte den Vater denn gerührt, und da er wohl bald gemerkt, daß der Mann irre rede, und der Beutel viele Kostbarkeiten enthalte, so habe er ihn in seine Hütte geführt, und ihrer Pflege übergeben. Ihr aber sey der Kranke bald sehr lieb geworden, denn er sey so gut und so schön, und als er wieder zu Kräften gekommen, und ihre Harfe gesehen hätte, so sey ein neues Leben in ihm erwacht, und er habe sich die Harfe zugeeignet, sich auf seltsame

Weise gekleidet, und sein herrliches Spiel angefangen. Zwar verstehe sie, außer den Liedern, die sie ihm selbst gelehrt, seine Gesänge nicht, auch wisse sie nicht, weshalb er hier auf dem Molo alle Abende bis zum Aufgang des Mondes verharre, allein ihrem Vater wäre das schon so recht, denn sie erhielte oft reichliche Geschenke von denen, die den Harfner singen hörten! — Aus dieser schlichten Erzählung konnte ich wenig nehmen, und versuchte nun selbst auf mancherlei Weise mich ihm zu nähern. Ich schlich mich alle Abende nach dem Molo, redete ihn in verschiedenen Sprachen an, allein ich erhielt nie eine Antwort, und alles schien vergeblich; ja als ich ihm auf französisch einmal ein Paar freundliche Worte sagte, griff er sogar zornig nach dem Schwerdte und verließ mich mit einem tiefverachtenden Blick. Dieß stete Mißlingen betrübte mich nicht wenig, denn mich zog nicht bloße Neugierde zu dem Harfner hin, sondern sein schöner Gesang und das edle Wesen, welches durch seinen Trübsinn leuchtete, hatte meine ganze Theilnahme und Bewunderung erregt. Die Freunde wußten sich mein verändertes Betragen und meine einsamen abendlichen Gänge nicht zu erklären, und nannten mich scherzhafterweise den

unglücklichen Schäfer. Ja Meßling schütelte mich eines Tages aus tiefen Gedanken auf und sagte: »ich begreife doch nicht, warum der Minnesänger, wenn eine Festung sich ihm nicht ergeben will, das schwere Geschütz, seine Laute, nicht spielen läßt?« Diese Worte waren zur rechten Zeit gesprochen; ein Gedanken fuhr mir durch die Seele, ich sprang auf und umarmte Meßling, der sich über meine Hast des Lachens nicht erwehren konnte; und als der Abend kam, ergriff ich meine Laute und eilte unter manchen leichtfertigen Glückwünschen der Freunde nach dem Molo. Ich fand den Harfner schon dort; er stand an der äußersten Spitze schweigend auf seine Harfe gelehnt und schaute über das Meer in die Nacht. Da ich außer einigen kleinen italienischen Gesängen, größtentheils nur Ossianische Lieder von ihm gehört hatte, und das Bild dieses einzigen Barden, durch die Erscheinung des Harfners, den ich im Dämmerlicht der Nacht wie einen großen Schatten der Vorwelt vor mir stehen sah, lebendiger als je in meiner Seele geworden war; so trieb mich mein Gefühl unwiderstehlich, einen Gesang von Ossian anzustimmen, deren ich viele in deutscher, früher von mir entworfener Uebersetzung auswendig konnte,

und wenn ich gleich dem Harfner dadurch nicht verständlich zu werden hoffen durfte, so sollten ihm doch, meinte ich, die Töne zum Herzen dringen. — Ich begann also in stiller Begeisterung die Worte von Konlaths Geist, womit der Gesang Konlath und Kulhona anfängt:

»»Schläft Konas süße Stimme, im Gesäusel
»»Des Abendwind's? — ruht Ossian in der Halle,
»»Und laßt die Freunde ohne Ruhmgesang? —
»»Das Meer umwogt Ithonas dunkle Haine,
»»Doch unsere Gräber kennt der Fremdling nicht!
»»Wie lange soll noch deine Harfe schweigen,
»»Zu unsrem Ruhm? — O Morveus Sohn?«« —

Ich schwieg einen Augenblick nach diesen auffordernden Worten, die ich freilich nicht verstanden glauben konnte. Allein der Harfner griff alsbald gewaltige Accorde, und obgleich in englischer Sprache, so antwortete er mir dennoch wirklich, mit eben den Worten, die Ossian dem Geiste Konlaths auf seine Aufforderung entgegnet, und deren Anfang in der Uebersetzung etwa folgendergestalt lautet:

»»O könnte dich mein dunkles Auge schauen,
»»Der du auf schimmernden Gewölken ziehst!
»»Wie träum ich dich? — Gleichst du des Lona Nebel?
»»Gleichst du dem halb verloschenen Feu'rgebild?

»»Was ist der Saum an deinem Wolkenkleid?
»»Wie spannst du deinen luft'gen Nebelbogen? —
»»Doch sieh, ein Schatten fleuchst du hin im Winde! —
»»O komm zu mir herab, vertraute Harfe,
»»Und laß mich deine Töne hören!«« u. s. w.

Seine passende Antwort ließ mich still erfreut ahnden, er habe mich verstanden, und als er den Gesang vollendet hatte, wiederholte ich auf meiner Laute leise seine letzten Harfengänge. Da trat er auf mich zu, sahe mich lange mild an, und fragte mich mit sanfter Stimme in deutscher Sprache; »hat dich eine deutsche Mutter geboren?« ich bejahete es freudig. »Mich auch!« sagte er und schlug die Augen empor.— »Singe mir ein deutsches Lied, in dieser fremden Welt, klingt's wie ein Wiegenlied aus der Kindheit!« —

Er setzte sich hierauf still zu mir hin; ich erfüllte mit Freuden sein Verlangen und da der Mond über den Vesuv eben aufstieg, so wählte ich folgendes Lied!

Freundlich von des Bergeshöhen,
Strahlst du Freundin stiller Nacht.
Sanft und leise ist dein Gehen
Und dein Kleid ist Feuertracht.

»Freundlich schein ich doch im Herzen
»Blutend, trag ich heiße Schmerzen
»Von der Liebe angefacht!«

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn!
Wie aus jenen Wasserfällen
Tausend goldne Funken sprühn!
»In der Bäche blaue Fluthen
»Will ich kühlen meine Gluthen,
»Die doch ewig würden glühn.«—

Wie der Schwan, wenn sanft sein Flügel
Unterm Hauch des Westes schwillt,
Ruhst du auf des Meeres-Spiegel
Siehst dich dort so hold und mild.
»Ach! auch hier such mit getrübten
»Blicken, ich den Vielgeliebten,
»Finde nur mein eigen Bild.«

Trösterin in ernsten Stunden,
Weile noch! was eilst du schon? —
Eh du deinen Freund gefunden,
Gehst du leisen Tritts davon?
»Suchens müde sink ich nieder —
»Treulich komm ich morgen wieder —
»Finde nie Endymion! —

»Treulich kom ich morgen wieder! sagte der Harfner, als ich geendigt hatte. Der Mond ist aufgegangen — gute Nacht!« und mit diesen

Worten verließ er mich ernst freundlich und ging mit dem Mädchen, das auf ihn wartete, nach Hause. Ich eilte stillerfreut in meine Wohnung; hatte ich doch einen Weg gefunden, mich diesem verschlossenen, vielleicht tief verwundeten Herzen zu nähern.

Da ich so heiter nach Hause kam, wurde ich von den Freunden mit lauter Freude empfangen und sollte erzählen von meinem Abentheuer. Ich verweigerte es aber für heute, versprach jedoch alles getreu zu berichten, sobald ich nur mit der angedichteten Geliebten ganz einig geworden seyn würde.

Allabendlich fand ich nun den Harfner auf dem Molo. Er freute sich wenn ich kam, und wir wechselten manchen schönen Gesang gegenseitig aus. — Wer und woher er sey, darüber schwieg er; aus seinen mancherlei wunderlichen Aeußerungen aber schien hervorzugehen, daß er sich für einen Barden hielt. Sein Wahnsinn hatte durchaus keine schreckliche Gestalt angenommen, sondern er schmückte ihm sein vielleicht ödes Daseyn mit lieblichen Bildern. — So frug ich ihn eines Abends, weshalb er denn jedesmal den Aufgang des Mondes, er möge so spät erfolgen, als er wolle, auf dem Molo abwarte? Er sah

mich nach dieser Frage erst lange an und sagte dann wehmüthig: »Siehst Du denn nicht die Flamme aus meiner Brust auflodern? — Siehst Du nicht, wenn ich am Hafen stehe und leuchte? — Wenn der Tag zur Ruhe gegangen ist, fuhr er fort, und die Nacht über die Welt zieht, dann erwachen die Geister der Liebe. Die klugen Menschen geben ihnen mancherlei Namen, und nennen sie Glühwürmchen, Meteore und Gestirne; aber ich kenne sie besser, sie schweben in unnennbarer Zahl wie feuriger Blüthenstaub, aus einem ewigen Garten umher, sich zu suchen, aber sie finden sich nicht im weiten Meere der Nacht, und sie versinken darin. — Sieh, da muß ich dann stehen mit dem Feuer, was aus meinem Herzen aufflammt, wie ein Leuchthurm am Hafen, auf daß die Geister sich finden. — Und ich fühle, wie sie sich um mich versammeln, und ich vernehme ihre leisen Stimmen und greife dann in meine Harfe, denn auf den Tönen eilen sie einander in die Arme! — —«

»Ach ich empfinde wohl, fuhr er fort, wie mich dieß Feuer verzehrt, aber ich wollte doch nicht, daß es verlöschte!« Die Poesie dieses Wahnsinns füllte mich mit tiefer Rührung, weil sie mir ein herrliches Gemüth zeigte, welches

wahrscheinlich im Gefühl unglücklicher Liebe sich verirrt hatte, ohne diese Liebe selbst zu verlieren. Ich drückte ihm die Hand und meine Augen standen voll Thränen. »Weine nicht, sagte er sanft, gönne mir mein süßes Geschäft, ich habe viel verloren, ehe ich dazu ausersehen wurde! Sieh, wie der Mond dort aufgeht, er kommt mich abzulösen! — Gute Nacht!«

So vergingen mir viele Abende, ich werde sie nicht vergessen. — Das durch treue Liebe verworrene Gemüth schloß sich immer reicher mir auf, sein Vertrauen und seine Neigung schien ich gewonnen zu haben, und ich faßte wohl oft den kühnen Gedanken, ihn mit Hülfe meiner Freunde völlig heilen zu wollen. — Aber die Reise war nun einmal unser Hauptzweck, und so wurde denn meine Aufmerksamkeit bald auf etwas anders gerichtet. Es waren nemlich in den Hafen von Neapel englische Schiffe eingelaufen und ich erfuhr, daß eines von ihnen geradezu von hier aus nach Glaskow in Schottland segeln würde. Ich hatte oft mit meinen Freunden davon gesprochen, welchen unnennbaren Eindruck es auf das Gemüth machen müßte, wenn man plötzlich hier aus dem warmen schönen Lande des Gesanges, in jene rauhen Thäler versetzt würde,

wo Ossians Helden-Lieder noch nachhallen; aus den Citronenwäldern Italiens, in die Eichen-Haine Schottlands; von den klassischen Denkmälern der Größe und Kunst zu den bemooßten Steinen, den grau gewordenen Wächtern der Helden-Gräber; aus der warmen Luft und dem Azurblauen Himmel in die Stürme und Nebel, die wie Riesengeister sich um die Häupter der Berge sammeln. — Weil nun die Idee zu dieser Reise zuerst von mir ausgegangen war, und ich meine Begleiter eigentlich dazu angeworben hatte, so war mir von ihnen einstimmig das Recht zugestanden worden, den Reiseplan entwerfen zu dürfen. Ich hielt diesen oft geheim, überraschte sie dann wohl, wenn ich ihre stillen Wünsche zu befriedigen wußte, und eilte auch diesmal mit Anbruch des Tages zu dem Schiffs-Kapitain, mit welchem ich denn bald einig wurde, daß er uns nach Schottland mitnehmen wollte. — Welcher allgemeine Jubel erhob sich, als ich in unsere Wohnung eintrat, und den Freunden die morgende Abreise nach Schottland ankündigte. Unser weniges Reisegeräth wurde eiligst zusammen gepackt und auf das Schiff geschafft, und die Zeit, die uns bis zur morgenden Abfahrt noch übrig blieb, wendete jeder an, um von

seinen gemachten Bekanntschaften Abschied zu nehmen. — Natürlicher Weise trugen mich meine Füße nirgends anders hin, als Abends auf den Molo; denn ich hatte keine liebere Bekanntschaft hier gefunden, als meinen Harfner, und es schmerzte mich wirklich, daß ich schon jetzt von ihm scheiden sollte. Ich war diesmal früher da als er, und erwartete ihn mit Ungeduld; als er nun endlich mit Einbruch der Nacht kam, sagte ich ihm wehmüthig, daß ich heut gekommen wäre, ihm Lebewohl zu sagen, und meines Weges morgen wieder weiter ziehen müsse. — Ich hatte ihm meine Hand gereicht, er hielt sie krampfhaft fest umklammert, indeß aus seinen niedergeschlagenen Augen große Tropfen quollen. — Du bist wie ein Funken der Liebe, die Nachts umherziehen und sich nicht finden! sagte er sanft. O wärest Du doch hier geblieben, und hättest Dich an meinem Flammenherzen erwärmt. — Nach einer Pause frug er mich, wohin ich denn wandern wollte? und als ich ihm Schottland nannte, so wiederholte er sinnend mehreremale diesen Namen und sagte endlich mit einer unaussprechlich heitern Miene: »Ach! mir ist, als hätte ich einst so viel Herrliches von Schottland geträumt; nimm mich mit, ich will bei Dir blei-

ben, laß mich nicht allein hier zurück! Ja, rief er, indem er nach dem Hafen schaute, ja! dort wehen die englischen Wimpel, ich erkenne sie! — Auf! ich will mit, du kannst mich nicht zurücklassen! ich willigte wohl mit Freuden ein und er versprach mir, morgen vor Tages-Anbruch, wo das Schiff die Anker lichten wollte, hier am Hafen meiner zu warten.

Die Freunde fand ich über manchen lieben Abschied, den sie genommen, in ernster Stimmung, allein ich erheiterte sie bald wieder, indem ich Wein auftragen ließ, und ihnen frohen Muthes mein Abentheuer mit dem Harfner nun erzählte, und durch seine Begleitung einen interessanten Zuwachs unserer Gesellschaft verhieß. Alle waren darüber erfreuet und höchst neugierig, den Harfner kennen zu lernen, lobten meine Beharrlichkeit, sein Vertrauen mir zu erwerben, und gestanden mir den Preis der hier gemachten interessanten Bekanntschaften zu. Nur Weiße war nicht unserer Meinung, sondern behauptete, daß ich wohl mehr in den Harfenspieler hineingedichtet, als wirklich an ihm gefunden haben möchte, und daß er für seine Person gegen dergleichen verrückte Kerls einen besondern Widerwillen habe, und prophezeihete überdieß, daß

uns dieser noch gar sehr zur Last fallen werde. Allein er wurde bald überstimmt, und mußte mit seinen Bedenklichkeiten schweigen, die wir im Scherz, bei dem Zuwachs unserer Gesellschaft, der Sorge für die Kasse zuschrieben.

Unter den Zurüstungen zur Reise und unter frohen Gesprächen war uns die Nacht verstrichen, und wir eilten in der Morgendämmerung dem Hafen zu. Der Harfner stand schon reisefertig und wartete. Er schien betreten, als er mich nicht allein kommen sah; ich nahm ihn aber freundlich bei der Hand, und sagte ihm, daß die übrigen meine Freunde und unsre jetzigen Reisegesellschafter wären, und führte ihn mit mir nach dem Strande. Das Mädchen trug ihm ein kleines Felleisen und seine Harfe nach. Sie flüsterte mir wehmüthig zu, daß der Vater, weil er den Harfner durch nichts habe zurückhalten können, mir die Sorge für ihn zur Pflicht mache und auch etwas Reisegeld in meine Hand lege, wobei sie mir einen ziemlich schweren Beutel mit Geld aufdrang. Als wir ins Bott stiegen, reichte sie ihm die Harfe, weinend hin. Er strich ihr das dunkle Haar aus der Stirn und küßte sie flüchtig, dann wendete er sich schnell ab, und das Boot stieß vom Lande. — Kaum hatte

uns das Schiff aufgenommen, als es die Anker lichtete. Mit drei Kanonenschüssen nahm es Abschied vom festen Lande und erhielt vom Hafen den nehmlichen Nachruf. Der Harfner schien viel lebendiger geworden zu seyn, er schlug freudig in die Hände als die Schüsse donnerten und ging mit starken Schritten auf dem Verdeck umher, als sey er der Herr des Schiffes, und indem er seinen Geberden nach, etwas anzuordnen und zu befehlen schien, sprach er eilfertig heimliche Worte. Wir übrigen verweilten indeß auf dem Verdeck und sahen nach dem festen Lande hin, das die aufgehende Sonne so eben im Feuer vergoldete; uns war die Reise auf dem Meere ja etwas ganz Neues, und mit offenen Sinnen standen wir vor dem großen Schauspiel. Als wir nun immer mehr die Höhe des Meeres erreichten, und das schöne Land unsern Blicken entschwand, stimmte ich das Schifferliedchen an, welches Meßling vor Kurzem erst gedichtet und Kraker für die Laute gesetzt hatte.

Trage mich auf deinem Rücken
Schiffchen hin zum fernen Strand! —
Nur mit diesen nassen Blicken,
Häng ich noch am Vaterland! —
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,

Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles wie geraubt.

Weht ihr Winde! laßt uns fliegen
Unaufhaltsam Nacht und Tag,
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Ach, im Vaterland ist's trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens treue Liebe,
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja, ich will das Bild vergessen,
Das mein ganzes Herz gewann!
Meer und Land will ich durchmessen
Bis mirs nicht mehr folgen kann! —
Oder stillt des Herzensgluthen,
Nicht der Zeiten Allgewalt, —
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verschlingt mein Schiffchen bald! —

Schifflein bleibt doch unzertrümmert,
Wie der Sturm auch mächtig weht — —
Armes Herz, bleibst doch bekümmert,
Wie die Zeit auch eilend geht. — —

»Nein! die Laute ist unrein gestimmt! unterbrach mich der Harfner, indem er rasch hinzutrat, in die Saiten faßte, und mir das Instrument entwinden wollte. Die Freunde hinderten ihn daran, worauf er sich denn sehr finster in

einen Winkel des Schiffes zurückzog und mehrere Tage in düsterem Schweigen verharrte. Wir überließen ihn sich selbst, und suchten nur durch manche heitere Musik wohlthätig auf ihn zu wirken und den Eindruck jenes Liedes, das alte Herzenswunden wieder aufgerissen haben mochte, zu verlöschen. Es gelang uns auch denn oft, wenn wir den jungen Tag oder die übers Meer heranschreitende Nacht mit unsern Instrumenten durch einen Choral oder sonst ein schönes Musikstück begrüßten, nahte er sich uns leise und griff wenige aber vollstimmige Akkorde auf seiner Harfe dazu. — Das Schiffsvolk hatte seine Freude an uns, und mehreremale versicherte der Schiffs-Kapitain, daß wir ihn durch unsere Musik reichlich genug schon für die Fahrt belohnten. Unser Freund Weiße konnte aber an diesen musikalischen Unterhaltungen noch keinen Antheil nehmen, denn die See-Krankheit hatte ihn um so mächtiger überfallen, als seine Gesundheit beim Beginnen der Seereise noch nicht völlig wieder hergestellt war; die Flöte mußte deshalb ganz ruhen, die er nun schon Monate lang nicht angerührt hatte. Dagegen aber unterließ der Harfner nicht, allabendlich den Aufgang des Mondes abzuwarten und mit trefflichen Gesängen oft die

Stille der Nacht zu beleben. Diejenigen Nächte wo der Mond aber nicht schien, durchwachte er gewöhnlich ganz. Sowohl meine Freunde als alle übrigen Personen auf dem Schiffe hatten ihn sehr lieb gewonnen, und wir weideten uns oft an den Funken von Geist und Gefühl, die durch die Nacht seines Wahnsinns blitzten, und im Verein mit seiner schönen Gestalt und seinem lieblichen romantischen Wesen, den Harfner zu einer höchst interessanten Erscheinung machten. Uebrigens mußte man für ihn sorgen wie für ein Kind; er forderte nicht das Geringste, sondern nahm alles freundlich an was man ihm bot.

Eines Abends hatte er wieder mit dem geträumten Flammenherzen seine gewöhnliche Nachtwache begonnen, als ein Sturm sich zu erheben anfing. Der Harfner verweilte dennoch auf dem Verdeck und legte sich erst spät zur Ruhe, als der Mond aufgegangen war. Uns Uebrigen aber weckte nach Mitternacht der immer heftiger werdende Sturm und nicht ohne Bangigkeit versammelten wir uns in der Kajüte des Kapitains. Indeß uns nun dieser zu beruhigen suchte, indem er versicherte, der Sturm, der nur durch ein vorüber ziehendes Gewitter veranlaßt worden sey, werde nicht lange anhalten, vernahmen

wir durch langes Getöse ein lautes heftiges Rufen auf dem Verdeck, und als wir dorthin eilten, erblickten wir bei der Morgendämmerung den Harfner, wie er mit bloßem Schwerdte um sich schlug, als kämpfe er hartnäckig mit jemanden, und hörten ihn oft und laut dabei die bekannten Worte wiederholen, die Fingal bei seinem nächtlichen Kampfe mit dem Geiste von Loda ausrief:

»»Entfliehe, du gewaltiger Sohn der Nacht!
»»Entflieh! und rufe deinen Winden!
»»Was nahst du mir in deinen Schatten-Waffen,
»»Du fürchterlicher Geist von Loda?
»»Scheu ich denn deine schreckliche Gestalt?
»»Dein Schild ist ein Gewebe dünner Wolken!
»»Dein Schwert ein eitles Luftgebild!
»»Der Sturm rollt es zusammen und dich selbst.
»»Entfleuch vor meinem Antlitz, Sohn der Nacht!
»»Ruf deinen Winden und entfleuch.««

Die Scene dieses ernstlich gemeinten Geister-Kampfes hatte etwas höchst Ergreifendes. Der Geist des Sturms schien wirklich mächtig auf den Kämpfer einzudringen, denn er hatte ihn beim Mantel und Haare gefaßt, so daß sich der Harfner kaum auf dem Verdecke zu halten vermochte. Desto aufgebrachter aber wurde er; desto wüthender schlug er um sich, bis ich ihm endlich zurief: Er solle einhalten und schauen, wie

die bekämpften Geister vor ihm und dem anbrechenden Tage flöhen! — Wirklich legte sich auch der Sturm in etwas und der Harfner ließ sich von mir wieder in seine Kammer führen, wo er sich erschöpft zur Ruhe legte.

Nach einer langen glücklichen Fahrt, sahen wir endlich die alten Gebirge von Schottland aus dem Meere aufsteigen und liefen bei Glasgow in den Hafen. Als wir ans Land stiegen, blieb der Harfner lange Zeit unbeweglich stehen holte einigemal tief Athem, starrte die Gegend, wie in Gedanken vertieft, an, schüttelte mit dem Kopfe und folgte uns schweigend. Indeß wir nun, während unsere Sachen aus dem Schiffe in einen Gasthof gebracht wurden, auf dem nächsten Kaffeehause unsere Rechnung mit dem Schiffs-Kapitain abschlossen, war der Harfner mit einemmale verschwunden. Alle Nachfrage nach ihm war vergeblich, er war nicht wieder aufzufinden. Mir verursachte sein Verschwinden nicht wenig Unruhe; ich hatte mich einmal des Unglücklichen angenommen, hatte ihn aus einer zarten Pflege in Neapel weggehen lassen und sollte ihn nun verloren geben. Meine Freunde standen mir im Aufsuchen desselben treulich bei; wir irrten Abends am Meere umher und horchten auf seinen Gesang,

aber umsonst, und wir mußten endlich alle Hoffnung, ihn wieder zu finden, aufgeben.

Es lag nun eigentlich nicht in unserm Plane, länger in Glasgow zu verweilen, denn wir sehnten uns weiter hinein in die Hochlande von Schottland. Allein unser Kassirer Weiße erinnerte uns, daß erst für unsere Reise-Kasse gesorgt werden müsse, weil in den alten Gebirgen wohl wenig zu verdienen seyn dürfte, und berief sich auf den Schiffs-Kapitain, der von unserer Fertigkeit sehr eingenommen, uns, wenn wir in Glasgow ein öffentliches Konzert geben wollten, eine reichliche Einnahme verheißen hätte. Wir konnten dagegen nichts einwenden, mußten vielmehr unserm vorsichtigen Freunde Recht geben; und ob wir gleich dadurch länger als eine Woche hier aufgehalten wurden, so verschafften wir uns endlich die Erlaubniß, in dem großen Saale der Universität unser Konzert geben zu dürfen. Der alte brave Schiffs-Kapitain, dem seine langwierige Reise in unserer Gesellschaft kurz geworden war, hatte auf den Kaffeehäusern unser Lob gepriesen, man war begierig, die reisenden deutschen Künstler zu hören, und wir setzten eine sehr bedeutende Anzahl Billets zu einem hohen Preise ab. Unser Kapellmeister Müller hatte die

vorzutragenden Stück folgendermaßen geordnet: Nach einer Symphonie wollte er selbst mit einem Violin-Konzerte den Anfang machen; hierauf sollte Weiße, der sich wieder stark genug dazu fühlte, ein sehr schönes melodiereiches Adagio auf der Flöte blasen. Im zweiten Theile sollte Kraker ein Solo auf dem Horn vortragen und Meßling und ich mit einem Doppel-Konzert für Bassethorn und Fagott den Beschluß machen. Wir hatten unser Konzert deshalb so reich besetzt, weil es das erste auf diesen Inseln war und wir dadurch unsern Ruf zu gründen gedachten. Der Saal war gedrängt voll, das Orchester gut besetzt. Die Zuhörer ehrten Müllers vortreffliches Violinspiel mit tiefem Schweigen, und fast kein Athem regte sich, als er die Cadenz begann. Müller hatte eine eigne schöne Art, seine Cadenzen vorzutragen; sie bestanden nicht in einem Geschwirre noch schwierigerer Passagen, als der Komponist ihm so eben aufgegeben hatte, sondern er pflegte gewöhnlich eine einfache melodische Stelle des Konzerts selbst noch einmal durch den Reichthum seiner Phantasie hören zu lassen, als wolle die Geige vor ihrem Vollenden noch eimal die Worte aussprechen, die ihr in ihrem kurzen Konzert-Leben die theuersten gewesen waren. So

begann er denn auch diesmal seine Cadenz. Aber kaum flossen seine ersten Töne rein und einsam durch den Saal, als wir sie von fernen Akkorden, die wie aus den Saiten einer Aeolsharfe gehaucht schienen, leise begleitet hörten. Alles war überrascht und entzückt, und unsre Blicke flogen in den Hintergrund des Saals, wo diese Töne aufzusteigen schienen. Da stand denn unser Harfner an einen Pfeiler gelehnt, die Augen wie in Entzückung emporgehoben, und ließ seine Finger leise über die Seiten seiner Harfe gleiten. Müller sah mich mit begeistertem Lächeln an, und immer herrlicher strömten seine Phantasien, und immer voller begleitete sie der Harfner, bis er endlich mit einem kühnen Gang zum Triller überging und schloß.

Der Beifall war ungemein; man hielt den Vorfall für verabredet, den Gedanken aber für sehr glücklich und höchst gelungen. Wir konnten für diesen Augenblick nicht widersprechen, sondern ließen die Sache auf sich beruhen und schritten in dem Konzert weiter. Weiße hatte bis hieher noch bei der Kasse verweilt, kam aber nun auch in den Saal und zog mich bei Seite, um mir zu erzählen, daß der Harfner wieder erschienen und auch in den Saal gegangen wäre. Er

sey während der Symphonie langsam die Treppe herauf gestiegen und aufmerksam horchend der Musik nachgegangen; endlich habe er Weißen erkannt, ihm freundlich die Hand gereicht — und eilfertig gesagt: er komme, um uns abzuholen! und sey dann, da man das Presto begonnen, rasch in den Saal getreten. Ich sagte ihm mit wenig Worten was vorgefallen war, und verhehlte meine herzliche Freude nicht, daß wir den unglücklichen Harfner nun wieder gefunden hatten. Ungeduldig wartete ich nur auf die Pause im Konzert, um zu ihm zu eilen und ihn wieder zu uns führen zu können. Während dessen hatte Müller sein Violin-Konzert mit allgemeinen Beifall geendigt und Weiße trat nun an das Musikpult vor, um das Adagio zu blasen. Kaum aber hatte er die ersten Takte sanft und schön vorgetragen, als sich ein Lärm im Saale erhob, und eine Stimme furchtbar schrie: »Halt! Halt! das ist meine Flöte! er hat sie mir geraubt! nieder mit dem Bösewicht!« und in dem Augenblicke sahen wir den wahnsinnigen Harfner sich mit bloßem Schwerdte wild durch die Menge drängen. — Viele Arme wollten ihn aufhalten, aber er schlug wüthend um sich, flog, ehe wir zu Hülfe eilen konnten, auf Weißen zu, warf

ihn nieder, entwand ihm die Flöte, und sprang unaufhaltsam durch eine Nebenthür des Saals hinaus. — Der Aufruhr war allgemein, die Frauenzimmer schrien und eilten den Saal zu verlassen; die Schottischen Offiziere hatten ihre Degen gezogen und flogen höchst aufgebracht dem Harfner nach. Mehrere Männer waren verwundet; Instrumente waren zerschlagen, die Polizei rief nach der Wache! Weiße lag blutend in unsern Armen; er hatte einen tiefen Hieb in die Schulter erhalten, wo wir das Blut kaum zu stillen vermochten; auch Meßling, der nach dem Harfner gefaßt, hatte eine Verletzung in die Hand bekommen. Das Konzert war natürlicher Weise geschlossen, und wir wurden, indeß man von Seiten der Polizei unsere Konzert-Einnahme in Beschlag nahm, mit Wache in unser Quartier begleitet. Uns war dabei nicht wohl zu Muthe. Wir waren fremd in diesem Lande, die frühere Gemeinschaft mit dem wahnsinnigen Harfner und seine plötzlich gegen uns ausbrechende und unerklärbare Wuth mußte ein besonderes Licht auf uns werfen. Einige meiner Begleiter waren verdrüßlich, Weiße fluchte, mehr über den Verlust seiner schönen Flöte, als über die erhaltene Wunde, die zwar tief, jedoch nicht gefährlich war, und erin-

nerte an seinen früher geäußerten, jetzt gerechtfertigten Widerwillen gegen den Harfner. Meßling aber war guten Muthes und behauptete: man könne uns doch nicht wie Kanarienvögel einsperren und in dem Bauer singen lassen wollen, denn das koste Futtergeld; die Polizei würde uns gerne wieder fliegen lassen, da sie durch uns zu der hübschen Konzert-Einnahme gekommen sey! Mich selbst aber beschäftigte größtentheils der Gedanke an meinen Harfner; es fiel mir wohl ein, daß er Weißen jetzt zum erstenmale die Flöte hatte blasen hören, weil dieser während der Zeit unserer Bekanntschaft mit dem Harfner unpäßlich gewesen war; allein was ihn plötzlich so aufgebracht hatte, blieb mir dennoch unerklärbar.

Des andern Tages wurden wir vor Gericht geführet und über unser Verhältniß zu dem Harfner verhört. Wir sagten was wir wußten, und da unser alter Schiffs-Kapitain, der bei dem Vorfall zugegen gewesen, sich zu unserm Glück treulich unser annahm, und theils unsere Aussage bestätigte, theils ein gutes Zeugniß von uns ablegte, so wurde uns, nach Abzug der Kosten unsere Konzert-Einnahme zwar wieder eingehändigt, doch auch zugleich ein nachdrücklicher

Verweis gegeben, daß wir ohne Veranlassung einen wahnsinnigen Menschen in das Land geschleppt hätten. Endlich bekamen wir die Weisung: alsbald die Stadt zu verlassen, indeß man den Harfner in ein Irrenhaus zu bringen suchen würde! — —

Meine Freunde waren mit dem Ausgang der Sache zufrieden, ich aber dachte mit Kummer an das Schicksal meines armen wahnsinnigen Freundes, dessen Harfe ich in einem Winkel des Gerichts-Saals erblickt hatte. Fahre wohl! dachte ich, in dem Hafen, wo Du jetzt einläufst, wirst du nicht mehr die Geister der Liebe um Dich versammeln! verzerrte Bilder werden um Dich stehen und gegenseitig werdet ihr euch gräßlich aus euren Träumen aufschreien! Deine Harfe haben sie Dir genommen, ohne sie bist Du stumm, wie sie ohne Dich! Fahr wohl! bis der Tod Dich über seine Eisfelder zu jenem Garten führt, wo Du den feurigen Blüthen-Staub der ewigen Liebe finden wirst! —

So verließen wir denn endlich, nachdem wir für Weißen eine neue Flöte und zu seinem bequemen Fortkommen einen Klepper gekauft hatten, die Stadt Glasgow und zogen die Straße nach den Gebirgen. Unser Weg führte uns

an den Ruinen der Feste Dunglas vorbei, und über die gewaltige alte Mauer des Agrikolo hinweg. Wir erhielten in manchem Schlosse reiche Belohnung für unser Spiel und sahen endlich am dritten Tage nach unserer Abreise von Glasgow die alten Gebirge des Hochlandes aus blauem Duft hervortreten. Es war ein düsterer neblichter Tag und wir hatten einen sehr bedeutenden Wald zu passiren, der immer noch kein Ende nehmen wollte, obgleich der Abend zu dämmern begann. »Nun, sagte Meßling, hoffentlich erhalten wir heute Nacht den allerdeutlichsten Begriff von Ossians gepriesenem Heldenleben, denn wir werden wahrscheinlich hier in der Wüste bald die Feuer der Eichen anzünden und uns verdammt hungrig ins nasse Gras dabei setzen müssen!« Sehr richtig, entgegnete Müller, wir führen auch alles Erforderliche zu dieser Scene bei uns, sowohl den Barden, als auch sogar den wunden Helden! — »Nur leider fehlt die Muschel, seufzte Weiße verdrüßlich, dem seine Wunde schmerzte und der sich am meisten nach einer Herberge sehnte. — Ich rathe diesen Fußsteig einzuschlagen, sagte Kraker, Fußsteige sind kürzer als Fahrwege und dieser scheint mir ziemlich ausgetreten.« — Wir folgten ihm und gelangten

auch in kurzer Zeit zu einer freuen Aussicht in ein enges Thal, wo wir in der Abenddämmerung ein großes Schloß einsam vor uns liegen sahen, das seine dunklen alten Thürme wie ein Einsiedler seine Arme zum Himmel empor hob. Wir stiegen freudig ins Thal, auf das Schloß zueilend, wo wir für diese Nacht eine Herberge zu finden hofften. Allein es schien fast wie unbewohnt, denn die Thore waren verschlossen und auf unser bescheidenes Klopfen gab uns niemand Antwort. Wir nahmen daher unsere Instrumente zur Hand und stimmten ein lautes Allegro an. Bald hierauf öffnete sich das Pförtchen; ein finstrer alter Mannn sah heraus, und da wir ihn sehr wehmüthig um ein Nachtlager baten, so willigte er ohne Bedenken ein und führte uns, wie es schien, recht freudig in das Schloß. Wir traten hier in einen Saal, der von einem Kaminfeuer schwach erhellt wurde. Der Alte hieß uns, es uns bequem zu machen, und ließ von seiner Frau einige Erfrischungen auftragen. Er war sehr geschäftig, und schleppte, da ihm Weiße seine Leiden geklagt hatte, mühsam ein Ruhebette mit dem alten Weibe herein, worauf er den Kranken Platz zu nehmen bat. Wir wollten über unsere Zudringlichkeit Entschuldigungen vor-

bringen, allein er ließ es dazu nicht kommen, sondern versicherte sehr freundlich, daß es ihm recht erwünscht sey, wenn irgend jemand auf diesem verlassenen Schlosse einmal einkehre und ihm von der Welt da draußen Nachricht bringe. Er verließ uns hierauf um die Abendmahlzeit, um Zimmer zu unserm Nachtlager zu besorgen. — »Deine Wege, die Du uns führest, sind die besten!« sagte Weiße, der sich gemächlich auf das Ruhebette hingestreckt hatte, zu Krakern — ich werde ihnen ferner folgen und vertraue mich von heute an Deiner Nase! — Müller stimmte ihm bei; Meßling hingegen wollte in dem Betragen des alten Mannes etwas höchst widriges gefunden haben. Entweder, sagte er, haben wir alle Ursache, uns vor dem alten Kerl in Acht zu nehmen, oder er ist froh, daß unsre Erscheinung die wahrscheinlich nicht angenehme Unterhaltung mit seinem Gewissen einmal unterbricht! — Ich war auch im Stillen dieser Meinung, denn die emsige Dienstfertigkeit des Alten und sein freundlich scheues Betragen hatten auch für mich etwas höchst Widerwärtiges! —

An den Wänden des Saales hingen mehrere Gemälde. Zwey davon fesselten vorzüglich meine Aufmerksamkeit. Auf dem ersten war Ossian

vorgestellt, wie er am Stamme einer Eiche ruht, und Malvina ihm von den Tagen vorsingt, die nicht mehr sind. Neben dem Bilde hing eine Harfe, deren Saiten fast alle zerrissen waren. Dieß Bild machte in dieser Zusammenstellung einen besondern Eindruck auf mich, denn mir war es, als sehe ich Ossians Harfe einsam in Selmas verlassener Halle hängen. Das zweite Bild stellte einen jungen Mann in der Kleidung eines englischen Seeoffiziers vor. Es war ein schönes Gesicht voll Lieblichkeit und Kraft, und ich konnte meine Blicke von diesen Zügen gar nicht wegwenden, die mir, ich wußte nicht warum, so vertraut schienen. Unser alter Wirth trat eben wieder herein, den Tisch zu decken, und da ich ihn fragte: was dieses Gemälde vorstelle? sagte er: »Ach fragen Sie nicht, das Bild hat sonst nicht hier gehangen!« Wir setzten uns zur Abendmahlzeit, der Alte und seine Frau warteten uns auf. Die Kost war schmackhaft zubereitet, guten Appetit hatten wir mitgebracht, und die Freuden der Tafel stimmten uns sehr heiter. Daß unser alter Wirth der Besitzer dieses Schlosses nicht sey, schien uns außer Zweifel, und wir beschlossen, ihn nach der Mahlzeit ordentlich ins Verhör zu nehmen. Indeß wir uns nun in unserer Mut-

tersprache unterhielten, schien er sehr aufmerksam zuzuhören, und wendete sich oft ab, indem er mit der Hand nach den Augen fuhr, als wollte er eine Thräne zerdrücken. Nach aufgehobener Tafel frug uns der Alte: ob wir vielleicht eine Bohle Punsch zu trinken Lust hätten? Dieß Anerbieten war uns in jeder Hinsicht willkommen, denn wir hofften zugleich bei einem Glase den Alten näher rücken zu können, und als er nun hierauf den dampfenden Punschnapf herein brachte, setzten wir einen Tisch an den Kamin und nöthigten ihn in unserer Mitte Platz zu nehmen. Er that es ohne Weigerung, und indem er uns fleißig die Gläser vollschenkte und sich selbst dabei auch nicht vergaß, erboten wir uns, ihm recht viel lustiges von der Welt und unserer Reise aufzutischen, wenn er uns dagegen auch wieder recht vieles von sich und seiner Einsamkeit erzählen wolle. »Ach! sagte er seufzend, Sie könnten mir vielleicht von manchen Nachricht bringen, was mein Herz sich zu hören sehnt, denn, nicht wahr, Sie sind Deutsche? ich habe Sie an Ihrer Sprache erkannt, die ich ehedem auch verstanden.« Wir bezeugten unsere Verwunderung darüber, wie er dazu gekommen sey? Er aber fuhr fort und fragte: »Ist Ihnen in Deutschland nicht

die Familie der Freiherrn von Norderose bekannt?« Ich bejahte es, mit dem Zusatz, daß so viel ich wisse, diese Familie in England Verwandte haben müsse. »Ganz recht! sagte der »Alte; sie sind, meine Herren, setzte er wehmüthig hinzu; hier in einem Hause, in welchem, so verödet es Ihnen auch jetzt vorkommen »mag, mehrere brave Frauen aus dieser Familie »gelebt und vielen Segen um sich her verbreitet »haben!« Wir hielten unsere Neugiede nun nicht länger zurück und drangen in den Alten, uns mit der Geschichte dieses Schlosses und seiner ehemaligen Bewohner vertraut zu machen. Der Alte ließ sich nicht lange bitten, ja er schien es ängstlich gern von Herzen los seyn zu wollen und hob folgendergestalt an:

Unter dem großen Feldherrn Marlboroug waren viele vornehme Engländer und Schotten mit nach Deutschland gezogen, um an seinen Siegen und seinem Ruhme Theil zu nehmen. Auch der reiche Graf Mac Alva aus Schottland, der Besitzer dieses und vieler anderer Schlösser, zog mit ihm. Er ward Marlborougs Freund und focht alle seine Schlachten mit. Dieser Graf Mac Alva wurde in Deuschland in dem Hause der Freihern von Norderose bekannt, und ver-

liebte sich allda in ein wunderschönes Fräulein dieser Familie mit Namen Anna. Auch das Fräulein gewann ihn von Herzen lieb, dergestalt, daß sie sich entschloß, dem Grafen ihre Hand zu geben, und ihm zu Liebe Vaterland und Verwandte zu verlassen und mit ihm über das Meer in die waldigen Gebirge von Schottland zu ziehen. Auf diesem Schlosse haben sie in Liebe und Eintracht lange Jahre gelebt, und die deutsche Hausfrau hat so viel Segen in die Familie gebracht, daß seitdem von den Grafen Mac Alva die deutsche Verwandtschaft in großen Ehren gehalten wurde. Die Enkel dieses Ehepaars, die Grafen Richard und Eduard theilten sich brüderlich in die Besitzungen ihrer Voreltern, und da ihnen von Seiten der Großmutter eine bedeutende Erbschaft in Deutschland zugefallen war, so beschlossen die beiden reiselustigen Herren selbst dorthin überzuschiffen und ihre Erbschaft selbst in Empfang zu nehmen. Ich war mit den beiden Grafen auferzogen worden; sie hielten große Stücke auf mich und ich mußte sie auf dieser Reise begleiten. Es gefiel uns sehr wohl in Deutschland, wir wurden prächtig aufgenommen und machten gute Geschäfte; doch wie es dem Großvater ergangen war, so geschah es auch den

beiden jüngern Grafen; ihre Herzen hingen sich an zwei liebenswürdige Schwestern aus der Familie Norderose, und sie kehrten ebenfalls mit deutschen Gemahlinnen auf ihre Schlösser zurück. Diese Burg war dem Grafen Richard in der Erbtheilung zugefallen. Er bezog es mit seiner Gemahlin, indeß sein Bruder, um ihm nahe zu seyn, sich ein Schloß zu seinem Aufenthalte wählte, welches nur durch einen großen See von diesem hier getrennt wird, so daß ich Ihnen, wenn es Tag wäre, die Thürme jenes Schlosses hier aus diesem Fenster zeigen wollte. Beide Grafen lebten hier mit ihren deutschen Frauen viele Jahre in Glück und Frieden. — Ich selbst war in den Diensten des Grafen Eduard geblieben, der ein sehr lebenslustiger Herr war, und meiner wohl mehr bedurfte, als der häusliche verständige Graf Richard. Meinem Herrn wurden zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter geboren; der Sohn erhielt den Namen des Vater, Eduard, und die Tochter wurde Fiona geheißen; dem Grafen Richard gebar seine Gemahlin auch einen Sohn, den man auch nach dem Vater Richard nannte; da aber mehrere Jahre nachher der Himmel ihm noch ein zweites Kind schenken wollte, starb die Mutter an einer zu frühzeitigen Nieder-

kunft. Das brachte nun viel Trauer und Kummer in die Familie und Graf Richard hatte nach diesem Verluste für nichts mehr Sinn, als für die Erziehung der drei Kinder, die gesund und froh, wie die Rehe unserer Wälder und gut und schön wie die Engel waren. Am liebsten mochten sie auch hier bei ihm auf diesem Schlosse seyn. Bald übte er die Knaben in allen körperlichen Gewandheiten, bald lehrte er allen dreien die alten Volkslieder des Ossians zur Harfe singen, die er selbst meisterhaft zu spielen verstand, bald erzählte er ihnen große Begebenheiten aus der Geschichte und erklärte ihnen die alten Familien-Schildereien, die hier im Schlosse hängen. Ich war fast immer Zeuge dieses väterlichen Unterrichts; ich hatte meine Schuljahre auch gut angewendet, und konnte auch oft mitsprechen; war auch in der Musik nicht unerfahren und auf der Flöte sehr geübt. Da mußte ich dann oft blasen, indeß der alte Graf auf seiner Harfe dazu spielte, und oft den Kindern die Lieder wiederholen, die der Vater ihnen vorgesungen, damit sie sie leichter erlernten. Täglich schiffte ich mit Eduard und Fionen auf einer Gondel über den See, dann stand der kleine Richard schon auf seinem Leuchtthurme am Ufer, dem er sich

von Tannenzweigen gebaut hatte, und wehte mit dem weißen Tuche und sang ihnen ein Lied entgegen und meine Kinderchen jauchzten ihm zu. — Ach, wenn ich an jene Zeit voll Glück und Freude zurück denke, so möchte ich jetzt in der Nacht meines Kummers verzweifeln. — So wuchsen sie dann in dieser Einsamkeit schön und kraftvoll heran. Richard hatte ganz seines Vaters Geist. Er lebte nun in der Liebe zu seinen Gespielen, wie sein Vater nur für andere lebte; seine größere Gewandheit machte ihn bald in allen Wissenschaften zum Meister der übrigen, allein er blieb immer der demüthigste und bescheidenste und sehnte sich nie aus dieser Einsamkeit in die Welt. — Es war eine Lust, ihn mit seiner schönen Stimme die Schottischen Volkslieder zur Harfe singen zu hören, die er einzig vorzutragen wußte. Oft hörten die beiderseitigen Eltern mit Entzükken zu, und der Vater nannte ihn denn immer seinen kleinen Barden. Vor allen aber hing Richards Seele an Fionen, die auch ihm ganz ergeben war. Die Eltern freuten sich dieser aufkeimenden Liebe und ich hörte meinen Herrn oft sagen: »der wird sich seine Frau nicht so weit übers Meer zu suchen brauchen, als wir!« — Die beiden jungen Grafen waren nun 18 und

Fiona 14 Jahre alt, als der alte Graf Richard starb. Der arme verlassene Sohn, der hier auf dem einsamen Schlosse so allein nicht bleiben konnte, zog hinüber zu uns. Dadurch wurde das Verhältniß der jungen Leute nur noch inniger. Sie waren nun ungetrennt bei einander und besuchten dieß alte Schloß nur bisweilen wie ein Heiligthum. Graf Richard hing seines Vaters Harfe hier im Saale neben dem Gemälde auf, das ihn sonst so oft begeistert hatte, und niemand durfte sie mehr berühren um sie nicht zu entweihen. Dort hängt sie noch — ihre Saiten sind nun zerrissen! — er selbst spielte jetzt selten mehr auf seiner eigenen Harfe, denn das Andenken des Vaters faßte ihn zu gewaltsam, wenn er die bekannten Töne hörte. Dagegen ward er mein eifriger Schüler auf der Flöte und bald genug mein Meister. Halbe Nächte saßen wir am See und bliesen; oft sang Fiona zur Harfe und wir antworteten ihr aus einer Felsenschlucht, wie das Echo! —

Der Alte, dem die Augen voll Thränen standen, hielt plötzlich inne, und horchte auf. — »Was war das? frug er erschrocken — rufte »mich nicht jemand bei Namen?« Wir hatten nichts gehört und er fuhr endlich fort: Ein Jahr

nach dem Tode des Grafen Richard besuchte uns ein weitläuftiger Onkel, ein alter Schiffs-Kapitain; er war ein rauher aber sehr braver Mann, dem es in unserer Familie wohl gefiel, und den auch wir alle bald sehr lieb gewannen. Er machte meinen Herrn aufmerksam, daß es wohl hinlängliche Zeit sey, die beiden Jünglinge aus dieser Einöde in die Welt zu führen, und erbot sich, ihnen durch seine Vermittelung ein gutes Unterkommen auf der englischen Flotte zu verschaffen. Dem Vater schien dieser Vorschlag willkommen und auch die jungen Leute stimmten mit ein, da ihnen der alte Kapitain das Seeleben so reizend geschildert hatte. Nur die Mutter, als ahne sie alles Unglück vorher, konnte sich nicht beruhigen, ob sie sich gleich in den Willen der Männer ergab. Sie ließ sich von einem geschickten Maler die Bildnisse ihrer Lieblinge fertigen und schenkte das Bild ihrer schönen Tochter dem jungen Grafen Richard mit den Worten: »Mein Sohn, »hänge dieß Bild in deinem Schlosse auf und »kehrst du zurück, so trete davor hin und »schaue ihm in die treuen lieben Augen; — können sie dir keinen Vorwurf machen, so ist Fiona »dein!« —

Richard hing das Bild in seinem Heiligthume, dem Kabinette seines Vaters auf, wo es noch befindlich ist. Jenes Gemälde aber dort, welches den jungen Mann in See-Uniform vorstellt, ist des Grafen Richard Contrefai. — Nach einer langen Pause, in welcher er sein Schluchzen kaum unterdrücken konnte, fuhr er fort: »Beim Abschied gab Fiona ihrem Richard einen kostbaren Ring zum Angedenken, und so zogen denn die beiden jungen Männer mit dem alten Kapitain aus der Heimath fort, und wurden bald bei der Kriegsflotte als Offiziere angestellt. — Aber mit ihnen schien auch der Friede und das Glück hinweggezogen zu seyn. Die alte Gräfin grämte sich, kränkelte und starb, kaum ein halbes Jahr darauf, und der Graf, der nach dem Abschiede von seinen Söhnen und dem Tode seiner Gemahlin diese Oede nicht länger zu ertragen vermochte, zog mit seiner Tochter auf einige Zeit nach London. Er war zwar ein vortefflicher Mann, aber er liebte die Welt, und in den Zerstreuungen der Hauptstadt mochte er wohl bald seinen Kummer vergessen haben, denn eine Emigrantin aus einer vornehmen französischen Familie machte dort sogar einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr seine Hand anbot. Er war da-

mals etwa ein Herr von 50 Jahren, aber noch gesund und stattlich, und sie eine Dame von 25 Jahren, sehr schön, aber arm, und so ward sie denn mit Freuden die Gemahlin des reichen Grafen Mac Alva. Während dessen war ich zur Verwaltung der großen Güter hier zurückgeblieben. Mit Schrecken vernahmen wir die neue Vermählung mit der Französin. Ach! es ist nicht gut sich Frauen aus einem fremden Volke ins Haus zu führen; sie verachten unsere Sitten und Gewohnheiten, und wenn auch die deutschen Frauen viel Segen in diese Familie gebracht haben, so sind sie doch immer der erste Anlaß, daß die Grafen Mac Alva gleichgültig gegen die Töchter des Landes wurden. Der Graf zog mit seiner jungen Gemahlin bei uns ein. Ein Fest folgte dem andern, und alles im ganzen Schlosse wurde der Gräfin zu Liebe auf französischen Fuß eingerichtet. Ich mußte mit Kummer manches alte Theure wegwerfen und französischen Tand dafür einführen sehen. Auch an Gräfin Fionen zerrte die Stiefmutter herum, auch sie sollte ihr einfaches kindliches Wesen ändern; allein Fiona blieb sich treu und sagte ihr einmal: so wie sie jetzt sey, habe sie Richard lieb gewonnen, und er solle sie auch einst so wiederfinden! — Dieß erbitterte

die stolze Frau, und sie mochte wohl im geheim den Wunsch fassen, dieß Band aufzulösen und sich die völlige Herrschaft eher zu verschaffen, als die beiden jungen Grafen zurückkehrten. — Von diesen beiden letztern hatten wir gute Nachricht erhalten, es gefiel ihnen sehr wohl zur See, und mit Muthe gingen sie dem Kriege entgegen, der zwischen England und Frankreich ausbrach. Endlich erscholl die Post von der gewonnenen Schlacht bei Abukir. Alles jubelte, nur die Gräfinn nicht, die, obschon eine Emigrantin, dennoch nur an ihrer Nation hing. Da erfuhren wir, daß bei London mehrere Schiffe mit Gefangenen eingelaufen seyn sollten, und der Graf, der sich theils an dem Siege seiner Landsleute weiden, theils Nachricht von den beiden jungen Grafen einziehen wollte, beschloß selbst dorthin zu reisen. Die Gräfin schützte Krankheit vor, um zurück zu bleiben, weil ihr der Anblick jenes Triumphes nur schmerzlich seyn müßte; Fiona hingegen beschwor den Vater sie mitzunehmen, denn sie wollte selbst nach Bruder und Geliebten fragen. — Man reiste ab! — Wenige Tage nachher erschien eines Abends ein junger französischer Offizier und fragte nach dem Grafen. Er wurde der Gräfin gemeldet, und auf ihren Befehl sogleich zu ihr ge-

führt. Nach einer langen Unterredung mit ihm, wurden für den jungen Mann Zimmer im Schlosse eingerichtet. Er blieb hier wie es hieß, die Ankunft des Grafen abzuwarten. Wir hörten denn, daß er bei der Schlacht von einem unserer jungen Grafen zum Gefangenen gemacht worden sey, auf ihre Verwendung aber habe man ihm sein Ehrenwort abgenommen und ihm ihre Familien-Besitzungen allhier zum Aufenthalt angewiesen. —

Die Gräfin war viel mit ihrem Landsmann zusammen, und legte nach einigen Tagen Trauerkleider an, indem sie uns unter vielen Klagen erzählte, der französische Offizier habe ihr endlich gestanden, daß Graf Richard in der Schlacht schwer verwundet worden und dann wirklich gestorben sey! Welch ein allgemeiner Jammer verbreitete sich da! Wir hatten ihn ja vor allen so geliebt! — Endlich kam der Graf mit seiner Tochter von London zurück. Er hatte vieles von der in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit der beiden jungen Grafen vernommen, allein Graf Richards Namen wirklich auf der Liste der Schwerblessirten gefunden, und so traf ihn denn die Todesnachricht nicht unvorbereitet. — Fionen aber kostete sie bald das Leben. — Der alte

Graf als nächster Erbe, nahm nun Besitz von Richards Gütern. Er gewann den jungen Franzosen, der sich Marquis d'Arrignac nannte, bald sehr lieb, denn er hatte etwas sehr Gewandtes und Einschmeichelndes in seinem Wesen und war, wie es sich ergab, ein naher Verwandter der Gräfin. Auch Fionens Vertrauen wußte sich der Marquis zu erwerben, indem er ganz ihren Kummer zu theilen schien, und ihr viel von Richard erzählte; wie er mit ihm gefochten und endlich von dem Starken überwunden worden sey; wie er dann den späterhin Schwerblessirten als dessen Gefangener gepflegt habe, wie er sein Freund geworden, und jener endlich in seinen Armen verschieden sey. Er erwähnte oft, daß er noch kurz vor seinem Tode ihm den sprechendsten Beweis seiner Liebe gegeben habe. Da er aber jedesmal geheimnißvoll hier abbrach und Fiona endlich ihn beschwor, ihr alles zu entdecken, so zeigte er denn jenen Ring vor, den Richard beim Abschied von ihr erhalten hatte, und den der Sterbende ihr nun wieder mit der Bitte zurücksendete: seine Rechte auf ihre Hand dem Ueberbringer dieses Ringes einzuräumen. — Fiona erschrack wohl gewaltig, allein die Stiefmutter hielt Richards letzten Willen fest, und brachte auch den Vater

leicht auf ihre Seite, der ihr ganz zu Willen leben mußte. — Was sie für Künste angewendet haben, Fionen zu überreden, daß sie endlich ihre Zustimmung gab, ist mir unbekannt geblieben, genug trotz der verweinten Augen der letztern, wurde uns der Marquis, nachdem er noch nicht völlig ein Jahr anwesend war, als Bräutigam der jungen Gräfin vorgestellt. Er hatte sich durch sein kluges einnehmendes Betragen wirklich die Neigung aller Hausbewohner erworben, und da wir von ihm eine gute Behandlung erwarten zu können glaubten, und Graf Richard einmal todt war, so waren die meisten nicht unzufrieden mit dieser Wahl. Ja ich selbst wendete mich, da der alte Kastellan dieses Schlosses gestorben war, und der Marquis die Besitzungen des Grafen Richard als Miterbe seiner Gemahlin erhalten sollte, mit der Bitte um diese Stelle an ihn, denn ich sehnte mich aus dem dortigen Lärmen in die Einsamkeit dieses Schlosses, wo alles noch unverändert geblieben war, und konnte mich mit den vielen französischen Bedienten, die man angenommen hatte, nicht vertragen. Er faßte mich scharf ins Auge und sagte endlich: er sey geneigt, mir meine Bitte zu erfüllen, wenn ich ihm schwören wolle, in allem, was er mir auftragen

würde, ihm treu und verschwiegen zu seyn. — Ich hatte noch niemals geschworen; allein ich dachte: was du als ehrlicher Kerl so zu halten gedenkst, das kannst du deinem künftigen Herrn auch zuschwören, und so ließ er mich denn einen furchtbaren Eid ablegen und gab mir die hiesige Kastellanstelle. — Ich wohnte nun schon seit einigen Monaten von aller Welt geschieden hier auf diesem Schlosse. Da trat der Marquis eines Tages mit zerstörtem Gesichte zu mir ins Zimmer. Er hieß meine Frau hinausgehen und als wir allein waren, sagte er: »Alter, ich erinnere dich jetzt an deinen Eid! Graf Richard ist nicht todt! ich habe Nachricht, daß er bald wieder hier eintreffen wird. Sobald er ankommt, giebst du mir unverzüglich Nachricht, und sagst ihm von allem was vorgefallen, kein Wort: ich werde dann selbst herbei eilen, die Mißverständnisse zu lösen, es könnte sonst zu blutigen Auftritten kommen!« — Ich war erschrocken und versprach alles. Es verstrichen auch kaum ein Paar Wochen, so traf Graf Richard in Begleitung eines einzigen Bedienten eines Abends spät hier ein. — Ich zitterte vor Freuden ihn wieder zu sehen, auch er freute sich mich auf dieser Stelle zu finden, aber ich durfte nur spärliche Antwort auf

seine vielen Fragen geben, und schlich umher wie das böse Gewissen, den geliebten Herrn immer ausweichend. Doch dachte ich wirklich Unglück zu verhüten, und gab dem Marquis schleunig die verlangte Nachricht. Kaum hatte sich der Graf zur Ruhe auf sein Zimmer begeben und mir befohlen, mit Anbruch des Tages die Gondel zur Ueberfahrt bereit zu halten, als der Marquis in Begleitung zweier Diener erschien. Ich wollte ihm in das Zimmer des Grafen leuchten, allein er befahl mir hier im Saale zu bleiben, weil er ihn allein sprechen wolle. — Ich blieb und hörte, wie der Graf auf seiner Flöte noch so schön phantasirte; endlich schwieg die Flöte, — gleich darauf fiel ein Schuß und der Marquis schrie um Hülfe! ich sprang mit dem Lichte hinzu, der Marquis begegnete mir auf dem Gange, in der einen Hand die Flöte, in der andern das abgeschossene Pistol, und erzählte mir mit entstelltem Gesicht, daß, als er alle Mißverständnisse habe lösen wollen, er vom Grafen Richard und dessen Bedienten wüthend angefallen worden sey; er habe sich seiner Haut wehren müssen, seine Leute wären ihm beigesprungen, und so sey denn das Unglück geschehen. Als ich nun erschrocken in das Zimmer drang, fand ich den

Grafen und seinen Bedienten todt in ihrem Blute liegen. Der Marquis machte mir die schrecklichsten Vorwürfe, daß ich dem Grafen trotz seines Verbotes dennoch alles ausgeplaudert haben müsse, weshalb dieser ohne ihn anzuhören sogleich auf ihn eingedrungen sey! Meine heiligsten Versicherungen vom Gegentheil halfen nichts, der schreckliche Mann schob mir alle Schuld des vorgefallenen Unglücks zu, befahl mir aber bei meinem ihm geleisteten Eide und bei meinem Leben, den ganzen Vorfall zu verschweigen und die Leichname unverzüglich in den Keller zu verscharren. Hierauf verließ er eilends das Schloß und ich blieb allein bei den Ermordeten. —

Horch! es ruft mich wieder! sagte hier der Alte und fuhr auf. — Auch uns war es, als hätten wir deutlich rufen gehört. Wir sahen uns befremdet an, ein leiser Schauder überschlich uns, allein wir ließen dem Alten keine Zeit und drangen in ihm uns weiter zu erzählen. — Der Marquis, fuhr er hierauf fort, wußte nicht, daß seit einigen Tagen mein einziger Sohn mich besucht hatte, der in einem Handlungshause in London angestellt war, und bei seiner vorhabenden Reise nach Deutschland von mir Abschied nehmen wollte. Diesen rief ich in der Angst

herbei, er sollte mir die Leichname in den Keller schleppen helfen. Der Bediente war durch die Brust geschossen, der Graf aber hatte einen tiefen Hieb über den Kopf. — Ach! als ich neben ihm niederkniete, und mir die grauen Haare ausraufte, ergriff mein Sohn ein Becken mit Wasser und wusch ihm das Blut aus dem schönen Gesicht; da sahen wir denn, daß noch Leben in dem geliebten Hern war. Wir brachten ihn eilends auf ein Bette, verbanden die tiefe Wunde und wendeten alle nur ersinnliche Mittel an, ihn wieder ins Leben zurückzubringen. Endlich schlug er die Augen wieder auf, allein er wußte nichts von sich. — Doch nun ging eine neue Noth an, denn was sollten wir mit ihm anfangen? — Hier konnten wir ihn nicht verborgen halten, er würde bald genug dem Marquis in die Hände gefallen seyn, und da wir den Grafen und seinen Bedienten ohne irgend eine Waffe am Boden liegend gefunden, der Marquis hingegen sogar Spießgewehr bei sich geführt hatte, so war hier an einen vorsätzlichen Mord nicht mehr zu zweifeln und eben so wenig, daß der Marquis uns seine ganze Rache werde fühlen lassen, wenn wir, das Leben des Grafen zu erhalten suchten. Da half dann endlich mein braver Sohn aus.

Er hatte Wagen und Pferde bei sich, und ladete noch in dieser Nacht den halbtodten Grafen heimlich auf, indem er mir versprach, ihn nach Deutschland mitzunehmen und ihn dort zu der Familie Norderose zu bringen, von wo man denn mit mehrerer Sicherheit sich gegen den Marquis werde rüsten können. Er selbst wolle der Familie dort alles hinterbringen, wolle ihr mit Rath an die Hand gehen, und mich, seinen Vater, auf jede Weise sicher zu stellen suchen! — Da nun außer uns Niemand hier im Schlosse wohnte, so wurde alles glücklich im Geheim ausgeführt, und indeß ich die Leiche des Bedienten in den Keller verscharrte, führte mein guter Sohn den Grafen, für den ich, was ich an Geld und Kostbarkeiten vorfand, mitgab, bewußtlos von hier fort. — Die That blieb zwar von mir verschwiegen, allein der Himmel hat mich hart dafür gestraft. Mein Sohn erreichte die fremde Küste nicht. Er starb unterwegs! — Man hat mir seine Habseligkeiten zugesendet, wo aber der unglückliche Graf geblieben ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er an seinen Wunden gestorben.

Der arme Alte weinte bitterlich. Wir alle saßen lange schweigend da. Endlich frug ich ihn, wo denn der Marquis jetzt lebe? denn mir fiel es

doch auf, daß der Alte seine Zunge jetzt von dem Schwur entbunden zu glauben schien, und uns so offen die ganze schreckliche Geschichte erzählt hatte. Er hat seinen Lohn erhalten, antwortete er. Graf Eduard kehrte unvermuthet zurück, und da er seinen Richard nicht fand, den er längst hier glücklich glaubte, so verfolgte er mühsam dessen Spur, und ließ sich nicht von dem Marquis täuschen, der vorbereitet genug dazu war. Da klärten sich denn bald seine Verbrechen auf, seine eigenen Leute zeugten gegen ihn, und auch mich zwang man vor Gericht meinen Schwur zu brechen, was mir Gott verzeihen wolle.

Graf Richard hatte nehmlich den Marquis während der Seeschlacht zum Gefangenen gemacht, und da er den Falschen, der sich in jedes Verhältniß zu schicken wußte, lieb gewonnen, und ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, die Zeit seiner Gefangenschaft auf seinen Gütern zubringen zu dürfen, so hatte er ihm in Ermangelung eines Empfehlungs-Briefes, den er wegen einer schweren Blessur am Arme nicht schreiben können, Fionens Ring zum besten Beglaubigungszeichen mitgegeben. Der Marquis mochte wohl nun auch gerade nicht mit jenen bösen Ab-

sichten hieher gekommen seyn, aber die Gräfin war die Schlange, die ihm die süßen Früchte zeigte, und er selbst konnte nicht widerstehen, und so hatte denn ein Verbrechen das andere geboren. Der alte Graf hatte sich nun von seiner Französin scheiden lassen und sie verstoßen. Der Marquis ist vor kurzem gerichtet worden. Ach, und mich geißelt das Gewissen und zählt mir unablässig alle Möglichkeiten vor, wie ich das Unglück vielleicht hätte verhüthen können. — Aber es ist nun vorbei! —

Und die arme Fiona? frug ich.

»Ihr ist wohl! sie ist, wie ich gehört habe, gestern gestorben.« Man erzählt, fuhr er leiser fort, sie habe auf einem einsamen Spaziergange kürzlich eine gräßliche Erscheinung gehabt. — Der Schreck soll ihr die Besinnung geraubt haben und sie gestern in den furchtbarsten Fieberphantasien verschieden seyn! — Wir alle schwiegen lange, ergriffen von dem Jammer, der sich in diese Familie geworfen hatte. Kraker biß die Lippen auf einander und sagte: »Das Trauerspiel ist zu Ende! — Alter Graukopf, ich möchte hier nicht bei Dir wohnen! gesegnet soll mir der Tag seyn, der uns wieder von hier fortleuchtet!« — Ach! sagte der Alte weinend: sie wür-

den nicht so hart seyn, wenn sie wüßten, wie mich das Schicksal bestraft! meinen Sohn hat es mir genommen, mein Gewissen hat es erweckt, und — er sah sich schüchtern um, — von den unversöhnten Geistern, derer die ich sonst so liebte, werde ich nun verfolgt! Wir hatten Mitleid mit ihm und suchten ihm Trost einzusprechen; aber er rief: Nein! nein! es sind nicht die Gestalten meiner Phantasie, die mich verfolgen, ich weiß das gut zu unterscheiden. Es hat mir sonst oft so geschienen als grinßten mich die alten Bilder an, und drohten mir, als hörte ich die Harfe dort tönen. Da konnte ich mir dann wohl zur Beruhigung sagen: »die Bilder sind tod, die Harfe ist stumm!« — Allein — fuhr er leiser fort — vor etwa acht Tagen fing es an in der Nacht mich bei Namen zu rufen; dann blieb es einige Tage aus, — aber haben sie es vorhin nicht wieder vernommen? Meine Frau sagt, es wäre ein gutes Zeichen, denn ich würde nun wohl bald ausgespannt werden von meiner Angst. — Ach! ich habe wohl Gott im Stillen gedankt, wie sie heute in das Schloß eintraten und ich einmal wieder die liebe Musik hörte!

Die Lage des armen alten Mannes erschien nun schrecklich. Wir suchten das Gespräch auf etwas anders zu leiten, und baten ihn uns die Fa-

milien-Gemälde im Saale zu erklären. Er that es, aber alles führte ihn auf seine traurige Geschichte zurück. Bei dem Bilde des Grafen Richard erzählte er: es habe sonst in jenem andern Schloße in Gräfin Fionens Zimmer gehangen, der Marquis habe es aber hierher geschickt und so sey es denn von ihm hier neben der alten Harfe aufgehangen worden. — »Wo aber ist das Bild der Gräfin?« fragte Müller. Es hängt, wie ich ihnen schon gesagt, im Kabinette des Grafen, antwortete der Alte. Wir baten ihn uns dorthin zu führen. — Ach! sagte er, ich gehe nicht gern in dieß Zimmer am wenigsten des Abends, denn dort wurde der Graf ermordet! Alles steht und liegt noch so da, wie bei seinem Tode, die Uniform mit Hut und Degen liegen noch auf dem Sopha, die Blutflecken kleben wohl noch auf den Diehlen! — Es ist auch schon spät in der Nacht!« — Unsere Neugier war aber einmal gespannt, wir redeten dem Alten Muth ein, und indem wir ihm die Kerzen aufdrangen, versicherten wir ihm lächelnd, daß sechs Männern wohl schwerlich auf einmal ein Geist erscheinen würde. — Er gab endlich nach, leuchtete uns durch mehrere große finstere Zimmer, öffnete die Thüre des Kabinetts und ging mit dem Lichte zuerst hinein und wir ihm

nach. — Aber in dem Augenblicke stürzte er auch mit einem gräßlichen Angstgeschrei zu Boden, denn lang und bleich stand der Graf mitten im Kabinette in voller See-Uniform vor uns — —

Bei dem Falle des Alten waren beide Lichter ausgelöscht, wir befanden uns in der schaudervollen Dunkelheit allein, und ich muß mit Schaam gestehen, daß die wahre kindische Gespensterfurcht mir die Zähne zusammenschlug. Wir reichten uns die Hände und riefen einigemal laut. — Endlich sahen wir die alte Frau mit Licht kommen. Im Kabinette war weiter nichts zu sehen. — Wir hatten Mühe den Alten in den Saal zurück zu schleppen und blieben die grausenvolle Nacht beisammen, bis der Morgen dämmerte. — Ob uns nun gleich der alte Kastellan wehmüthig bat: ihn heut noch nicht zu verlassen! so rüsteten wir uns doch zur Abreise, denn uns graute in dieser blutbefleckten Burg länger zu verweilen. Als er nun sah, daß wir uns nicht halten ließen, so bat er uns gutherzig, doch auch jenes Schloß des Grafen Eduard Mac Alva zu besuchen, dessen Thürme er uns jenseits des großen Sees, so eben im Morgenroth vergoldet, zeigte. »Sie kommen zwar dort zu einen Leichenbegängniß zu recht, sagte er, allein ich weiß,

welchen Trost sie durch ihre Musik den unglücklichen beiden Grafen bringen werden. —

Wir versprachen es, denn wir hatten es schon früher so unter uns beschlossen, nahmen von dem Alten Abschied und zogen in der Kühle des schönen Morgens von dannen! — Da wir uns der alten morschen Gondel, die am diesseitigen Ufer befindlich war, nicht anvertrauen wollten, so mußten wir einen ziemlichen Umweg machen, der uns am waldigen Ufer hinführte. Der Tag war sehr heiß und schwül und ferne Gewitter ließen sich hören. Wir hielten unsere Mittagsmahlzeit von den Lebensmitteln, die uns der alte Kastellan reichlich mitgegeben hatte an einer schattigen Stelle, die uns eine freie Aussicht über den See gewährte, so daß wir die beiden alten Schlösser sehen konnten, die einander jetzt traurend gegenüber standen. Die Vorgänge der letzten Nacht die uns wie ein Traum und unbegreiflich erschienen, machten einzig unsere Unterhaltung aus! »Eigentlich sagte Müller, haben wir als fahrende Ritter unser Abentheuer schlecht bestanden, denn statt die Geister zu bannen, haben wir uns wie die Kinder davor gefürchtet, und sind davon gelaufen! — Wir übrigen wollten diesen Vorwurf nicht auf uns sitzen lassen, und Meßling sagte endlich: »Ich wollte, ich wäre

der Held, der ein Abentheuer gegen das böse Gewissen und gegen den Tod bestehen könnte, die hier die Hauptgeister sind.

Der Abend war schon angebrochen, als wir endlich an den großen Schloßgarten kamen, der sich bis an den See hin erstreckte. Durch einen langen dunklen Baumgang, gelangten wir an einen Pavillon, dessen Fenster schwach erleuchtet waren. Die Thüre stand halb offen und wir traten leise hinein. Der Saal war, schwarz ausgehangen, in der Mitte stand ein offener Sarg; eine große silberne Ampel brannte zu dessen Häuptern und goß ihren Schein über eine weibliche Gestalt aus, deren schönes jugendliches Antlitz der Tod mit seinen Schnee überzogen hatte. —

Im Hintergrunde des Saals saß ein schwarz gekleideter Mann, den Kopf auf die Brust gesenkt. Wir standen lange im Innersten bewegt, denn wir wußten wohl, daß Fiona hier vor uns schlief. — Endlich sagte Müller leise zu mir: »Nimm doch deine Laute zur Hand!« ich folgte, setzte mich still neben den Sarg, und rezitirte die schönen hier so passenden Ossianschen Worte:

»»Wann wirst in Deiner Schöne Du erwachen?
»»Du Lieblichstes der Mädchen dieser Flur!
»»Des Grabes Schlaf ist tief! Dein Morgenstern!

»»Die Sonne tritt zu deinem Lager hin,
»»Und ruft: wach auf! erwache doch Fiona!
»»Am grünen Hügel säuselt Frühlings-Luft, —
»»Es nicken Blumen mit den duft'gen Häuptern, —
»»Es wogt der Wald mit zartem Knospenlaub!
»»Zurück, o Sonne! Still o Frühlings-Ruf!
»»Fiona schläft — und nimmer kehrt sie wieder!««

Indeß ich sang, hatten meine Freunde sich in den dunklen Baumgang zurückgezogen und antworteten mir mit ihren Instrumenten, wie das Echo in Harmonie. — Der schwarz gekleidete Mann war aufgestanden und näherte sich mir ernst: »Was zieht Euch her in dieses Trauer-Haus? fragte er sanft, wir sind so arm an Freude, daß wir jeden warnen sollten, der sich uns naht!«« — —

Wir kennen euren Kummer, entgegnete ich, — in jenem verlassenen Schlosse dort überm See haben wir übernachtet; allein wir gedachten Euch zum Trost Eure alte Freundin, die Musik, herzuführen. — Nun dann seyd mir herzlich willkommen! sagte er und reichte mir und meinen Freunden, die herzugetreten waren, die Hand; »ich frage euch nicht, wer ihr seyd, denn einem zerrissenen Herzen ist jeder theihnehmende verwandt!« Es war der junge Graf Eduard. — Er führte uns, nachdem er die Thüre des Saals

verschlossen, in den Garten zu einer Laube, die auf einen Felsen dicht am Ufer des Sees stand. Der Mond war aufgegangen und spiegelte sich in den Fluthen zu unsern Füßen, und ferne Blitze spielten wie feurige Schlangen am Horizont. Der junge Graf ließ seinen Vater herbeirufen und einige Erfrischungen in die Laube bringen, indeß wir ein ernstes Adagio anstimmten, das über den See hinfloß und die alten lange schweigenden Stimmen des Felsen-Ufers wieder erweckte. — Eduard verhüllte während der Musik das Gesicht und weinte still. — »Ach! rief er aus, als wir geschlossen hatten, dieser See war sonst von Tönen belebt, hier wohnte sonst ein stilles unaussprechliches Glück. Nur Menschen haben es zertrümmert. O! fahrt fort zu blasen, Eure Töne geben mir süße Erinnerungen und Thränen! — Wir folgten seiner Aufforderung und stimmten ein altes einfaches Volkslied aus Moll an, daß er zu hören wünschte; aber kaum hatten wir die Melodie vollendet, als sie fernher wie vom Echo in einem Flöten-Ton deutlich wiederholt wurde. O! welch ein herrliches Echo! sagte Müller. — »Nein! rief der Graf, das ist meines Richards Geisterstimme, ich kenne seine Töne, so blies er oft dieß herrliche Lied. — Ja,

sein Geist verkündet mir jetzt die Vereinigung mit Fionen und seine Nähe! — Eben trat der alte Graf in die Laube. Sein Sohn stellte uns ihm als die Landsleute seiner Mutter vor, und als er mit schmerzlicher Begeisterung ihm das Vorgefallene erzählen wollte, fing die Flöte aus der Ferne noch einmal an das alte schöne Lied zu singen. — O! du süße geliebte Stimme, rief Eduard, kannst du nicht deutlicher zu mir sprechen? aber der Vater bebte zusammen und sagte rasch: »Laßt uns ins Schloß gehen! die Geister haben ihre Wohnung hier aufgeschlagen: ihre Erscheinung hat schon meine Tochter getödtet und wenn sie mich nicht bald zu sich ziehen, so rauben sie mir das letzte Bischen Verstand! — Er führte uns ernst aus der Laube fort und an dem Pavillon vorüber. — Graf Eduard wollte wieder zu seiner Leichenwache zurückkehren, aber der Vater bat ihn so väterlich, doch diese Nacht davon abzustehen; er habe ja nun schon zwei Nächte gewacht, und solle sich doch schonen und sich ihm erhalten. Aber Eduard zögerte und wollte die wenigen Augenblicke nicht hergeben, wo es ihm noch vergönnt war, die geliebte Schwester zu sehen, deren Tod seine Seele immer noch nicht fassen konnte! Doch der alte Va-

ter bat so dringend, daß auch wir mit einstimmten, und Meßling und ich uns erboten, statt seiner die Nacht bei der Leiche zuzubringen, da gab denn Eduard nach, und nachdem wir im Schlosse zu Abend gespeiset hatten, ging ich mit Meßling nach dem Pavillon zu unserer Leichenwache.

Wir verhehlten uns gegenseitig nicht, daß unsere Herzen unruhig schlugen, denn die Ereignisse dieser Tage hätten wohl festere Nerven angespannt, und den Geisterglauben der Kindheit in kälteren Seelen wieder erweckt. Allein das Anschauen der tiefen heiligen Ruhe, in der Fiona vor uns schlief, ihre unaussprechlich reizenden Züge, in denen die Wonne des längst ersehnten letzten Augenblicks, oder das Lächeln eines süßen Traumes sich mahlte, beruhigte auch uns bald wieder und wir brachten einen Theil der Nacht in mancherlei ernsten Gesprächen zu.

Mittlerweile war das Gewitter immer näher herangezogen; ein gewaltiger Sturm faßte es jetzt und trieb es über den See. Der Himmel stand wie im Feuer, der Donner rollte fast unaufhörlich. Plötzlich geschah ein starker Schlag! Bald darauf röthete sich der Himmel; die Sturmglocke tönte; wir hörten Stimmen vom Schlosse herkommen und endlich den Grafen rufen: Auf! zur Hülfe über den See! die Richards-Burg brennt.« — Aus unsern Fenstern konnten wir sehen, wie dann auch wirklich die Flamme aus einem Thurm des Schlosses jenseits des Sees aufschlug. — — Mein sonst frommes Herz

durchfuhr beim Anblick dieser Scene ein vermeßner Gedanke. — »Bruder! rief ich, und faßte Meßlings Hand, siehst du dort wohl das blinde Fatum wandeln, wie es unbarmherzig auch das Letzte niedertritt?« — »Nicht doch, sagte Meßling beruhigend, die alte gute Mutter Natur schickt ihre Elemente, daß sie die blutigen Spuren der Menschen von der Erde abwischen sollen, damit die kommenden Geschlechter sich nicht davor fürchten mögen!« — Das Gewitter trat immer näher und näher; — Blitz und Schlag folgten immer enger auf einander; — Die Flammen der Feuersbrunst rötheten immer blutiger die schwarzen Wände des Saals! — Da hörten wir die Saalthüre sich öffnen. — Leise trat die bleiche Gestalt des Grafen Richards, wie wir sie gestern Nachts auf jenem Schlosse gesehen hatten, herein; und nahte sich langsam dem Sarge. — Die Hände gefaltet, starrte er lange die Leiche an: dann sprach er sanft: — »Ist denn das nun wieder das wirkliche Leben, was ich hier schaue! — hat mich deshalb die Heimath vom Traume des Wahnsinns erwecken müssen, damit ich dich hier noch einmal wieder erkenne? — O! meine Fiona — rief er, und stürzte neben dem Sarge nieder, und umschlang die starre Geliebte und drückte heiße Küsse auf ihre kalten Lippen. — — Wir hatten gleich bei den ersten Worten seiner tonvollen Stimme, in dem Grafen unsern ehemals wahnsinnigen Freund, den Harfner erkannt. — Doch wie er die Geliebte umfaßte, geschah ein furchtbar naher Donner-

schlag, und eine alte hohe Tanne stürzte vom Blitz zerschmettert neben dem Gartenhause krachend zu Boden. Wir waren betäubt, selbst der Graf war aufgesprungen. — — — Doch wie das Kind, wenn es die Mutter weckt, sich lächelnd aus dem süßen Morgenschlaf nicht finden kann, so richtete sich langsam auch Fiona empor und schlug die Augen auf und fragte: — »Wer ruft mich denn?« — »Der Herr des Todes!« sagte Meßling, und wir sanken still auf unsere Knie, und als wir uns wieder erkannt hatten, einander alle in die Arme. — —

O! ihr Himmels-Augenblicke! O du heiliges Fest der Auferstehung und des Wiedersehens! mein Auge hat euch hienieden geschaut — Herr des Todes! wann auch wir einst dem Wahnsinn der Leidenschaften und des Jammers von uns werfen, wenn des Frühlings Gewitter deines ewigen Morgens uns einst den Staub von den langgeschlossenen Wimpern weht, — laß mich dann auch die geliebte Brust wieder finden, daß ich mitten in deiner unendlichen Wonne doch nur an sie sinken mag! — —

Der Morgen eilte den Tag in Osten herauf zu führen. — Das Feuer in der Burg war gelöscht. — Die beiden Grafen kehrten über den See zurück. — — Wir führten ihnen die wiederauferstandenen Geliebten entgegen. — »Siehst du noch das blinde Fatum wandeln? fragte mich Meßling sanft. Nein, rief ich freudig, ich habe das Auge erkannt, das über uns wacht!

Das Begräbniß.

Eine Erzählung.

Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

1820.

Hat dich das erste Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen wirklich so angezogen, daß du die Schilderung der ganzen Reise verlangst? — Wenn ich sie dir auch einst versprochen habe, so erlaß mir jetzt immer meine Zusage. Es gibt Perioden im Leben, die nur in stummer Erinnerung fortleben wollen. So geht es mir eigentlich auch mit jener Reise. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die sie unternahmen; der warme Maitag der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte, und nach den kurzen Frühlingsgewittern nur desto sonnenklarer sie wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen eine tiefere Bedeutung erhielten; und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offenen liebenden Gemüther, kein Geheimniß vor einander habend, die unsichtbaren Psychenflügel entfalteten, um in den Aether sich zu erheben, und aus ihm glänzender zur Erde zurück zu kehren, den kristallnen Regentropfen gleich, die wie ein unsichtbarer Nebel aufsteigen, und erst im Herabsinken den wun-

herherrlichen Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund des Lebens werfen. Dieß alles ist eine immer frische Quelle, aus welcher das Herz seinen Trost, und die Phantasie ihre schönsten Bilder schöpft. Aber der dunkle, sie stets nur erfrischende Schatten des Geheimnisses, darf ihr nicht genommen werden, sonst vertrocknet sie.

Deshalb, da du wieder aus ihr schöpfen willst, magst du auch nur mit einem Becher voll wieder vorlieb nehmen, — mit einem Bruchstück.

Ich hatte mit meinen Freunden Italien und die brittischen Inseln durchzogen, und wir sehnten uns nach Deutschland, in unsre Heimath um so mehr zurück, als Müllers Gesundheit zu wanken begann, da besonders Schottlands rauhere Gebirgsluft seine Brust verletzt zu haben schien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn, und die Aerzte riethen dringend den Besuch eines Bades an. — Die Jahreszeit hierzu war eingetreten, wir beschlossen deshalb, den Freund in unserer bisherigen Verkleidung dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbesetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten

ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen von der letzten Station wie lustige Prager Studenten zu Fuße dort ein.

Aber nun sollten wir auch aufspielen, man wollte Musik hören und tanzen, und die Unternehmer solcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weshalb wir uns in einen einträglichen Contract mit ihnen nicht einlassen, sondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Gesellschaft bisweilen mit Musik erfreuen wollten. Wir bedurften aber des Geldes nicht mehr, denn England hatte unsere Kasse so reichlich versehen, daß wir im Voraus berechnen konnten, sie werde bis zu unserer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unserer Kunst frei walten. Das machte Anfangs Aufsehen; die fünf jungen Musiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäste auf sich, man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat sie zu den Gesellschaften, um Musik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man sie als wirklich ebenbürtige Gäste, oder nur als aufspielende Künstler behandeln sollte. Dieses Schwanken und Zweifeln gewährte uns manche lustige Unterhaltung; wir nahmen recht absichtlich bisweilen ein höchst vornehmes Betragen an, um den uns entgegentre-

tenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu setzen, schlugen manche Einladung aus, oder brachten unsere Instrumente nicht mit in die Gesellschaft, und gaben doch wieder dafür ungebeten gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsnen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unseren Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelt sich gewöhnlich um uns, wir aber thaten als sähen wir Niemand, und als gelte diese musikalische Unterhaltung einzig unserm Vergnügen.

Nur unser Müller nahm keinen Theil hieran; theils hatte ihm der Bade-Arzt das angestrengte Spiel und vorzüglich das Blasen auf der Klarinette widerrathen, und ihm, wenn er die Abendluft genießen wolle, statt des ruhigen Sitzens, einen Spaziergang anempfohlen, theils vermied er bei seiner jetzigen, sehr reitzbaren Stimmung selbst gern jedes Gedränge von Menschen und suchte die Einsamkeit. Nicht einmal seine Freunde durften ihn begleiten, wenn er den Sonnen-Untergang zu sehen, einen hohen Punkt erstieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verschweigen, die bei

dem Heranschreiten der Nacht ihm vorüberzogen; ja er bat uns vielmehr, den Abend mit unsern Instrumenten zu begrüßen, damit die Harmonien aus dem Thale dann zu ihm aufsteigen möchten.

»So, wie Eure Töne mich rufen, sagte er oft, so muß der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!«

Es machte ihm dann ein besonderes Vergnügen, das Echo nachzuahmen, und uns Antwort zu geben. Auf seiner Klarinette wiederholte er die letzten Tacte des geendigten Musikstücks so rein und schön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen und sich nicht genug verwundern konnten, wie es bloß unsern Instrumenten Antwort gebe, da sie doch mit ihrer Stimme es vergeblich zu wecken strebten.

Unser Talent verschaffte uns manche liebe Bekanntschaft; nicht blos die Künstler, nein, auch die Menschen gewann man in uns lieb. Wir knüpften leicht und zutraulich manches Freundschaftsband; denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne sich die Hand gereicht zu haben. Doch auch diese frohen kleinen Zirkel vermied unser kranker Freund. »Das Lachen und Sprechen greift meine wunde

Brust an! sagte er: laßt mir den Umgang mit solchen Freunden, die so reich an Unterhaltung sind, daß sie keine Antwort von mir verlangen: mit meiner Violine und mit der Natur!«

Als aber einst Kraker, seinen Trieb zur Einsamkeit für hypochondrische Laune haltend, ihn auf gutgemeinte Weise deshalb ausschalt, und die übrigen Freunde auch mit einstimmten, und theilnehmend in ihn drangen, auch wie sonst unsre frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und sprach:

»Ich bitte dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Dringen der Uebrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenn' ich mit Dank, aber sie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einsam in meiner Einsamkeit, aber—hörst du? —spürt mir nicht nach!«

Ich versprach ihm dieß, und bewog die Uebrigen durch einige Winke, ihn ungestört gewähren zu lassen. Daß ein süßes Geheimniß sein Herz beschäftigen müsse, ward mir aber bald klar, und wie hätt' er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch selbst länger verschweigen können? —

Unter den vielen Badegästen befand sich ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne einen grünen Schleier, und immer nur am Arm einer ältlichen Matrone erschien. Sie vermied sichtbar die

von andern besuchten Orte, mischte sich nie unter die übrige Gesellschaft, und schlug immer nur die einsamsten Spaziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die schlanke herrliche Gestalt erregte Anfangs die Neugier aller, man wollte auch das Gesicht sehen, das der Schleier verdeckte; denn wie sollte es die Natur nicht übereinstimmend mit den übrigen schönen Formen gebildet haben. Die Neugierigen redeten sie an, die Unbescheidenen schlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da sie aber jedem Gespräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäste andern Vergnügungen nachgingen, so ließ man die Eigensinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig, sie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, sie sey blind.

Mit diesem Wesen hatte unser Müller eine geistige Bekanntschaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einsamen Stellen, an welche ihre Begleiterin sie hinzugeleiten pflegte, waren auch seine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden hörte er oft ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe mit Entzücken zu. Sie schlug

dann gewöhnlich den Schleier zurück, um sich an dem frischen Hauch der Luft zu erquicken, sie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es schöner und lieblicher noch nicht gesehen, und wenn sie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieser rosigen Pforte die silberklare Stimme mit einem Liede hervortrat, wie hätte dieß nicht sein Herz tief ergreifen sollen? Wenn Abends unsre Harmonien auch zu ihr herauftönten, dann griff sie begeistert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Accorden das Geleit auf ihrer Luftbahn; entzückt lauschte sie auf, wenn Müller täuschend das Echo dann nachahmte, und breitete ihre Arme nach der unsichtbaren Freundin aus. — Aber er ging weiter, es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geistigen Erkennen und Lieben; er nahm seine Violine an jene einsamen Orte mit, und fing leise an, in hohen reinen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollstimmigen Accorde, die sie in Phantasien kühn auf einander folgen ließ, eine schöne einfache Melodie zu führen. Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meisterhand ihre Saiten berührt? Welches Instrument paßt, wie sie, für jede Stimmung des Gemüthes? — — Auch die schüchterne Blinde, obgleich sie erst betroffen einhielt und unruhig ihre Begleiterin zu fragen schien,

konnte der Macht dieser reinen Töne nicht widerstehen. Sie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers vollendetem Spiele zu, dann aber griff sie begeistert in ihre Harfe, begleitete es, und verschmolz ihre Töne mit den seinigen. — Und so wurden sie einander nach und nach unentbehrlich, so eilte jedes mit der Sehnsucht nach der Tonsprache des andern täglich auf seinen Ort, und so vertrauten sie sich alles was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

»Weißt du denn, wer deine Geliebte ist?« fragte ich Müllern einst?

»Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich nichts wissen!« antwortete er mir: »denn in der Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles das andere nichts!«

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden, ich forschte im Geheimen nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madam Walding nannte, beide übrigens aber von Niemand gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, indeß wir übrigen wie die Bienen aus jeder Lebensblume Honig tranken. — Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. im Bade angekommen sey, und einen berühmten Augenarzt mit sich gebracht habe, um von diesem seine blinde Tochter hier operiren zu lassen. Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht, sie war des Fürsten Tochter. Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst Geschäfte halber, und um des Arztes gewiß zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft hier unbekannt zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher keines Blicks gewürdigt, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher den Gebrauch des Bades ihr als Vorkur empfohlen hatte, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen und sogar Zuschauer dabei abgeben wollten. Auf Müllern wirkte diese Nachricht ganz besonders. Daß sie eine Fürstentochter sey, schien ihm gleichgültig,

weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten sollte. Als ich ihn einst sehr niedergeschlagen und allein an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich denn nicht der baldigen Genesung Cäciliens freue, — denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und sie sollte nur noch einige Wochen das finstre Zimmer hüten, — da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort:

»Vor Cäcilien liegt noch das ganze schöne Leben; wäre sie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis ich auch blind geworden bin! Wenn sie sehend seyn wird, bedarf sie mich nicht mehr!«

Daß Müller die Ahnung seines Todes in sich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur sein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten, und selbst eine Zeitlang über die Krankheit gesiegt habe. Destomehr unterlag er ihr aber jetzt, seit er Cäcilien nicht mehr sah. Er ging selten mehr an die freie Luft, phantasirte einsam nur auf seiner Geige, und gab sich einer stillen verzehrenden Sehnsucht hin.

Der Fürst hatte von seiner Schwester, und von Cäcilien selbst ein Rühmliches von unsern

musikalischen Talenten und vorzüglich von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er suchte unsere Bekanntschaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir seiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren Arzt, sich unsers Freundes sorgsam anzunehmen, von dessen bedenklicher Krankheit man ihm gesagt hatte.

Müllern war dieser Arzt eine sehr erfreuliche Erscheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie sie die Operation standhaft ausgehalten, und wie die Genesung ihrer Augen nun rasch fortschreite; er brachte ihm manchen innigen Gruß von ihr; denn sie hatte erfahren, daß er sehr krank sey und ihr Arzt ihn auch besuche; sie ließ ihm sagen, wie ihre Harfe jetzt auch einsam schweige und sich nach seiner Begleitung sehne! — Er trieb uns allabendlich an, ihr eine Nachtmusik zu bringen, und freute sich unbeschreiblich, wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzessin, ihm aber die Versicherung brachte; sie habe trotz der schönen Musik doch seine Geigentöne vermißt.

Während Cäciliens Genesung glücklich fortschritt und der Vater schon die Tage zählte, bis er mit der schönen Tochter an das Licht und un-

ter die Menschen werde heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zustand immer bedenklicher werde. Die schwache wunde Brust hatte dem Blutsturz schon einmal ihre Quellen geöffnet, es war vorauszusehen, daß bei einer Wiederholung dieses Zufalls der Tod eintreten müsse. Wir alle waren um den Freund gar sehr besorgt; wir liebten ihn so innig, gedachten nach dieser heitern Wanderung die verschiedenen einzelnen Wege ins Leben froh und muthig zu verfolgen, uns oft noch über der Erde wieder zu finden, und nun wollte der Tod schon dazwischen treten. Nur Müller selbst war ruhig und heiter, als freue er sich auf die Reise in die Heimath.

Der Tag war endlich bestimmt, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlassen und mit den schönen Augen wieder das Leben schauen sollte. Der Fürst wünschte ihre Genesung recht festlich zu begehen und hatte gar sinnreich erdacht, wie er ihren erwachten Blicken Natur und Menschen aufs Neue zeigen wollte. Nur mit ihm, der Schwester und dem befreundeten Arzte, sollte sie den Tag auf den schönsten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt gewesenen holden Antlitz der Na-

tur sich erquicken und ungestört ihrer Rührung und Freude Raum geben. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien von Linden beschatteten Platz eintreffen, wo ein reichbesetztes Konzert sie empfangen sollte, denn er meinte, daß an diesem Feste ihre Lieblingsfreundin, die Musik, nicht fehlen dürfe, und daß bei dieser allgemeinen Unterhaltung er seine Tochter am leichtesten in die Gesellschaft einführen und das lästige Andringen der Übrigen ihr ersparen könne.

Er hatte zwar hierzu seine kleine Kapelle nachkommen lassen, wendete sich aber dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Konzert ordnen, selbst mit spielen und mit einigen seiner vertrauten Freunde das ganze Fest besprechen und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geschwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den sinnreichen Plan dieses Genesungs-Festes, und bedauerte nichts mehr, als daß jener, seiner Kränklichkeit wegen, bei dem musikalischen Empfang nicht werde gegenwärtig seyn können.

Die Prinzessin, setzte er hinzu, wird Sie gewiß am meisten vermissen, denn sie bestand darauf, heut vor allen ihren Freund zu sehen und mit ihm zu sprechen; nur auf meine dringende

Vorstellung: daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen den Genuß der Abendluft noch nicht erlaube, gab sie endlich traurig nach!« »Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinausginge und bei ihrem Empfang nicht fehlte?« fragte Müller. — »O denken Sie nicht daran! sagte der Arzt; es wäre dann das Aeußerste zu fürchten!« Müller schwieg, aber von diesem Augenblick an durchdrang sichtbar ein neuer Strahl des Lebens das schon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunst Widerschein den farbenlosen Himmel röthet, so warf die innere Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf seine bleichen verfallnen Wangen. Er wollte mich nach den Musikstücken fragen, die wir an Cäciliens Fest aufführen würden, allein seine Knie wankten, die Stimme konnte aus dem halb versiegten Brunnen der Brust kaum mehr Luft schöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht sank. Seitdem sich sein Zustand verschlimmert, hatte er, um ruhiger zu sein, ein eignes Stübchen bezogen; da hörte ich ihn denn tief in der Nacht vor jenem Feste noch auf seiner Geige phantasiren, und alle die Musikstücke wiederholen, die er mit Cäcilien gespielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, ich bat ihn recht dringend, das Instrument

jetzt wegzulegen, und seinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. Er aber schüttelte sanft das Haupt, seine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Gestirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung sagte er: »Laßt mich noch wachen, mich noch satt hören an diesen Tönen! ich werde Zeit genug haben zu schlafen, wenn mein Ohr taub seyn wird für sie!«

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber sagen, er aber reichte mir die Hand und sprach sehr mild: »Laß es gut seyn, mein Freund! ich verstehe des Schicksals geheimen milden Sinn; es sendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!«

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenster. Er schaute auf das Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm ein Fernglas zur Hand und folgte seinem Blicke. Da sah ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze, wie sie der herrlichen Aussicht entzückt die Arme entgegen breitete. Sie stand durch das Fernrohr herbeigezaubert, ja so nahe vor ihm, als wolle sie ihn selbst umfangen, wie sollte er ihr sehnend, nicht auch die seinigen öffnen? aber die liebliche Erscheinung verschwand, als er die Arme ausbreitend in seligem Vergessen das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über sich

selbst lächelnd, sank er in einen Stuhl zurück, und legte den Kopf in die Hand. »Empfangt doch den Fürsten heut mit der trefflichen Composition von W., die mit dem choralähnlichen Adagio beginnt und, ehe sie in das Allegro übergeht, den langen doppelpausigen Halt hat!« sagte Müller, als wir ihn, wie immer, über die aufzuführende Musik zu Rathe zogen. »Vergeßt auch die Harfe nicht! setzte er hinzu; sie muß in der Nähe seyn, denn ich weiß, daß jede Musik in Cäcilien die unwiderstehliche Lust erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen!«

Wir versprachen ihm dieß alles, baten ihn, unsere Rückkehr vom Feste nicht zu erwarten, sich vielmehr ruhig zu Bette zu legen und verließen ihn, indem wir mit unsern Instrumenten auf unsern Platz eilten.

Die Freunde des Fürsten hatten zu Cäciliens Empfang alles auf das Sinnigste vorbereitet. Niemand durfte früher den Platz unter den Linden betreten, sie sollte erst allein seyn mit ihrem Vater, wenn ihr die Wogen der Harmonie entgegen strömten. Nur einzelne Lampen hingen wie feurige Nestchen in den Lindenzweigen und warfen ein magisches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen überhangen war, lehnte denn auch,

Müllers Anweisung gemäß, die Harfe; die übrige Gesellschaft hielt sich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orchester standen aber hinter einer dichten Holunder-Hecke.

Die Sonne war längst vor uns im Thale nieder gesunken; hinter den Gebirgen flimmerte, wie bleiches Nordlicht, des Mondes Schimmer herauf; als endlich der Arzt herbeieilte, und das Zeichen gab, daß der Fürst mit seiner Tochter nahe. — Wie aus den Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den frommen Pilger willkommen heissen, so begrüßten unsere vollen Harmonien Cäcilien, als sie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und sichtbar ergriffen blieb sie stehen, hob die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und sank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte sein Kind zu der Blumenbank, und reichte ihr die Harfe. Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die, beredter als sie selbst, ihr Entzücken aussprechen wolle, nahm sie das Instrument in den Arm, und begleitete, wie sie es in ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unsere Musik mit vollen Accorden. — Der lange vollstimmige Halt, der nicht schloß, sondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat nach dem Adagio ein. — Als die gewöhnliche Pause verstri-

chen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch schwiegen wir.

Doch wie wenn der Tag mit seinen lauten Lebenstönen endlich schweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes wacht und einsam mit banger zarter Stimme ein Wiegenlied singt; so begann jetzt aus einer nahen dunkeln Laube, in unbeschreiblich reinen aber bebenden Tönen, eine Violine ihre zarte Melodie. »Vater, das ist er! rief Cäcilie, griff begeistert in ihre Harfe und begleitete sein herrliches Spiel. Wir alle erkannten die liebende Stimme, und wagten nicht, sie mit unsern Instrumenten zu unterbrechen. Sie verloren sich bald in seliges Vergessen, sie begannen wieder ihr Phantasiren, als wären sie allein, und verstanden sich allenthalben leicht und überraschend in ihrer Geistersprache. — So vollendet, so tief in die Seele eindringend, hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen; so voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Er verlor sich endlich in ein düstres klagendes Moll und griff, nach einem kühnen raschen Gange, leise und kaum vernehmbar in höchster Reinheit einige herrliche Doppelgriffe, die zum Dur überführen sollten.— — Da schwieg aber plötzlich die Geige, und wie

auch die Harfe auffordernd weiter klang, sie gab ihr keine Antwort mehr. — Cäcilie legte das Instrument aus der Hand. »Wo ist er? ich muß ihn sehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröstet!« rief sie und sprang auf, um selbst nach der Laube hinzueilen. Der Vater hielt sie sanft zurück und sagte dem Arzte einige Worte, der mich dann aufforderte, mit ihm den kranken Freund abzuholen, und ihn dem Fürsten und seiner Tochter vorzustellen. — Wir eilten nach der einsamen Laube hin. Doch, was die Violine nicht mehr vermochte, hatte die Seele siegend ausgeführt, der Uebergang aus dem Moll in das Dur war vollbracht, Müller saß zurückgesunken und todt auf der Rasenbank.

Es wurde dem Fürsten und seiner Tochter verschwiegen. Der Arzt hatte heute einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan und ahnete wohl, welchen Eindruck dieser Tod auf ihr Gemüth machen würde. Man sagte ihr: Müller habe nicht gewünscht, daß ihn Cäcilie sehen solle, er habe ihr auf diese Weise Lebewohl gesagt, und sey auf der Stelle abgereist. Cäcilie stand betroffen, und zerdrückte eine aufsteigende Thräne, aber die übrige Gesellschaft drängte sich nun glückwünschend in ihre Nähe, und das Fest hatte ruhig seinen Fort-

gang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unsre Wohnung tragen; der theilnehmende Arzt versuchte vergebens seine Kunst; das Leben war entflohn. Als meine Freunde um Mitternacht heimkehrten, und mir Vorwürfe machten, daß ich die Gesellschaft so früh verlassen, führte ich sie an sein Lager und zeigte ihnen den tief Eingeschlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürst selbst in unsere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überblicken lassen. Er schien ergriffen, und verlangte den Todten zu sehen. Lange betrachtete er schweigend die bleichen freundlichen Züge, dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte theilnehmend zu, und drang mir, als ich seine arme alte Mutter erwähnte, die nun ihre schönste Hoffnung verloren habe, einen sehr kostbaren Brilliantring für sie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille besorgen lassen, damit seine Tochter nichts davon erfahre. — Wir setzten es in der dritten Nacht fest, und verschwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, sorgfältig die Stunde. Nur der junge Geistliche des Ortes, den seine Liebe zu der Musik mit uns vertraut gemacht, wollte dem Sarge folgen. Zwei Fakeln leuchteten voran, und nur wir

Freunde, unsre Instrumente in der Hand, gingen hinter der Bahre her. Aber das Begräbniß war nicht verschwiegen geblieben; aus den Häusern, denen wir still vorüberzogen, traten dennoch allenthalben schwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und schlossen sich Paarweise hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger sich vermehrte. So ging der immer wachsende Zug den Bergweg hinunter dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felsens, der sein Haupt hoch und unsichtbar in die schwarze Nacht erhob, hatte sich die Kapelle des Fürsten gestellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen, mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte tief eingeschlafene Freund, seine Violine im Arme. Wir hatten ihm diese treue Freundin mit in den Sarg gegeben. Er glich einem Meister, der am Feierabend das kostbarste Werkzeug in die sichere Schlafkammer trägt. Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Geistlichen, als forderten sie ihn auf, in ihrem Nahmen dem Heimgehenden das Lebewohl zu sagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen wolte er über das Grab sprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menschen, die unaufgefordert hier nur ein Gefühl versammelte, begeisterte ihn, und er sprach folgende Worte:

»Das Konzert des Lebens ist geendigt. Das Mästuoso deiner Geburtsstunden, das Allegro deiner Jugendzeit, das Andante deiner reifern Jahre,

hast du als siegender Künstler durchgeführt, und der große Meister, der allein den tiefen reinen Sinn deiner letzten Cadenz verstand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf passen würde. Und so ist das Konzert geschlossen, die vielen Zuhörer und Mitspieler, Wünsche und Entsagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeisterung, haben alle den Saal der Brust verlassen, und der müde Künstler selbst ist heimgegangen und hat sich zur Ruhe gelegt! — Aber er wird nicht wieder erwachen! — Die lange schwere Uebung, die ihn zum Meister machte, ist vor dem Tod in zweckloses Nichts zerfallen; die kundige Hand ruht starr und kalt, und hat ihre Kunst vergessen; die entzückenden himmelreinen Töne sind allesammt verhallt — fragt den West, wenn er die reifen Kornfelder wiegt, wohin er sie getragen? — An einem solchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schicksal bereit, und glaubt, daß sie ihm auf manche kühne Frage die Antwort schuldig bleiben werden. Warum ihr Gewaltigen, reißt Ihr in Eurem rastlosen Treiben das Menschenleben so grausam mit Euch fort? — So innig und tief fühlend, so mit Sehnsucht und Liebe die Welt umfassend, wie unsre Herzen, findet ihr doch keine jemals wieder; soll die Natur nun verödet dastehen, da wir ihr fehlen? Aber sie reichen uns die Hand und rufen: Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern, die Ewigkeit ist zwar unermeßlich; aber unzählbar, wie ihre Tage, sind auch die Gestirne, die wir noch zu durchwandern haben. Kommt und werft das

schwere Kleid ab, das uns am Aufflug hindert. Die Natur wird nicht hier verödet dastehn, wenn sie auch Euch vergessen muß. Bringt ihr nicht jeder Frühling tausend neue Knospen, die längst schon warteten und sich herandrängen und auch blühn und duften wollen? Kommt, kommt! habt Ihr nicht geliebt und gelebt? warten und drängen sich hinter Euch nicht auch tausend aufknospende Herzen, die auch die Schönheit der Erde sehen, die auch lieben und leben wollen, wie Ihr?«

Ein Geräusch unterbrach seine Worte; durch den schweigenden Kreis der Umstehenden drängte sich eine schwarz verhüllte Gestalt auf den Sarg zu; sie schlug den Schleier hastig zurück: es war Cäcilie. Dicht am Sarge starrte sie lange sprachlos und trocknen Auges die bleichen freundlichen Züge des Geliebten an; sie legte ihm die Hand auf seine Brust, als wolle sie fühlen, ob das Herz denn auch wirklich stille stehe, und kniete endlich langsam an ihm nieder, küßte seine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: »Lebe wohl! Dich hab' ich geliebt« nahm sie ihm die Violine aus den Arm, und legte ihren Schleier an jene Stelle. Dann schied sie. — Unter dem Choral: »Befiehl du deine Wege!« u. s. w., den wir Freunde als Abschieds-Ruf auf unsern Instrumenten anstimmten, ward das Grab geschlossen.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages reiste der Fürst mit seiner Tochter ab. ——

Die Braut

von sechs Jahrhunderten.

Nicht lange darauf, als der Tod dem Pabst Hadrian IV. die Tiara abgenommen, und der deutsche Kaiser, Friedrich Barbarossa gegen den Nachfolger desselben, Alexander III. einen blutigen Streit erhoben hatte, war im Jahre 1173 die Pest in Venedig ausgebrochen. Diese Republik stand damahls auf einer so hohen Stufe des Ansehens und der Macht, daß es dem Kaiser Friedrich keineswegs gleichgültig war, daß sie sich zu Gunsten des Pabstes Alexander gegen ihn erklärt hatte. In mehreren Gefechten gegen seine Bundesgenossen, war sie jedes Mahl die Siegerinn geblieben; sie hatte sogar den Patriarchen Ulrich von Aquileja, der auf Anstiften des Kaisers einen Angriff auf sie gewagt, in Grado nebst zwölf seiner Chorherren gefangen genommen.

So zu einer mächtigen Feindinn des deutschen Kaisers geworden, zog sie auch die eifersüchtigen Blicke des Kaisers Manuel von Konstantinopel auf sich, der es mit Mißvergnügen bemerkte, wie sie im Zunehmen ihrer Kraft bis jenseits des

schwarzen Meeres, ja sogar bis an die äußersten Gränzen des Palus-Möotis ihre Niederlassungen erstreckte.

Diesen Zeitpunkt, in welchem Venedig schon in einen bedeutenden Krieg verwickelt war, hielt der Kaiser Manuel, zur Demüthigung dieser mächtigen Republik, für den günstigsten, und um ihn nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, gab er in allen seinen Häfen den Befehl, die venetianischen Schiffe weg zu nehmen, und die Hauptstädte Dalmatiens zu erobern.

Aber die Venetianer verloren nicht den Muth, und fühlten sich stark genug, es mit zwei Kaisern zugleich aufzunehmen. Sie beschlossen, für ihren Ruhm und ihre Freiheit zu fechten, und bemannten in dem kurzem Zeitraume von drey Monathen eine Flotte von 100 Galeeren und zwanzig kleinen Fahrzeugen. Der damahlige Doge, Vitali Micheli, stellte sich selbst an die Spitze dieser Macht, und nachdem er die Städte Ragusa und Spalatro im Fluge gewonnen hatte, segelte er kampflustig dem Hellespont zu.

Diese rasche und kräftige Maßregel setzte den Kaiser Manuel in Erstaunen und Furcht. Er eilte, dem siegreichen Doge den Statthalter von Negroponte entgegen zu schicken, der in seinem Nah-

men alle Schuld des frühern Angriffs auf ein Mißverständniß schieben, und jede Genugthuung versprechen mußte. Der Doge stellte hierauf die Feindseligkeiten ein, und indeß er, dem Antrage des Kaisers gemäß, zwei Gesandte nach Constantinopel schickte, die über den Frieden unterhandeln sollten, legte er sich selbst mit seiner Flotte bey der Marmorinsel Scio vor Anker, um hier den Abschluß des Friedens zu erwarten.

Sebastiano Ziani und Orio Malapiero hießen die beiden Venetianer, denen diese Gesandtschaft übertragen wurde. Sie waren aus den edelsten Geschlechtern ihres Vaterlandes entsprossen, und ob sie gleich erst im männlichen Blüthenalter standen, so vertraute man doch diese wichtige Angelegenheit ihrem Muthe und ihrer Weisheit an. Der Kaiser Manuel ließ die Abgesandten mit dem größten Pomp empfangen, und nahm sie wie ein Paar Freunde an seinem Hofe auf. Er lächelte, als er die beyden schönen, jungen Männer sah, die gegen die Pracht seines Hofes gar sonderbar in ihrem schlichten Waffenschmuck abstachen, denn er glaubte mit einer Weisheit wohl fertig zu werden, unter deren Grundfeste noch ein heißes Blut seine raschen Pulse hinströmte.

Statt die Unterhandlungen beginnen zu lassen, folgte ein glänzendes Fest dem andern, und es schien, als wolle man den Frieden früher schon feyern, ehe er noch geschlossen war. Sebastiano Ziani verlor aber, trotz aller dieser noch nie gesehenen Herrlichkeiten, sein Ziel nicht aus den Augen, und ob ihn sein Gefährte, der sich in Constantinopel sehr wohl gefiel, gleich von ernsten Zudringlichkeiten gegen den Kaiser zurück hielt, so mußte er es doch geschehen lassen, daß Ziani dem Doge von der augenscheinlich vorsätzlichen Zögerung des Kaisers, und von ihrem zwecklosen Aufenthalt Nachricht gab, und sich Verhaltungsregeln erbath, indem er dem Doge kräftigere Maßregeln zu ergreifen rieth. Der vorsichtige Vitale aber, dem viel daran gelegen war, diesen Frieden ohne Schwertstreich zu erlangen, und der den Kaiser Manuel deshalb gern bey guter Stimmung erhalten wollte, verwies die Gesandten zur Geduld, und befahl ihnen alle Vorsicht an.

Endlich brachte man es bey dem Kaiser doch dahin, daß die Unterhandlungen wirklich ihren Anfang nahmen, wobey die beyden Gesandten so viel Gewicht auf den, für ihr Vaterland günstigen Zeitpunkt zu legen wußten, daß Manuel, der sich nicht wenig vor dem, an dem Thore des Hellespont

mit seiner Flotte vor Anker liegenden Doge fürchtete, auf alle ihre Forderungen einging. Der Friedensvertrag bedurfte jetzt nur noch der Unterzeichnung; aber dazu konnten es die beyden Venetianer nicht bringen. Der Kaiser both alle Künste auf, sie zu zerstreuen, und selbst die Frauen in Constantinopel, ihrer großen Schönheit sich bewußt, suchten die beyden Helden in gefährlichere Kämpfe zu verwickeln, in denen sie nicht Sieger bleiben sollten.

Malapiero's Herz konnte so vieler Schönheit nicht widerstehen, und glücklich in dem süßen Gefühle, das ihn zum ersten Mahl hier flüchtig beschlich, ließ er sich den längern Aufenthalt in Constantinopel wohl gefallen.

Nur an Ziani gingen alle Künste verloren, denn ein holdes Bild aus dem Vaterlande ruhte, wie ein Talisman, tief in seiner Seele, und ließ ihn ruhig und besonnen an allen diesen Klippen vorüber, nur auf sein Ziel los steuern.

»Hast du dich im Hafen hier umgesehen?« fragte er eines Tages seinen Freund, »hast du bemerkt, wie von Tage zu Tage der Wald der Mastbäume wächst? Glaubst du nicht, man halte uns geflissentlich hier auf, um uns dann, hinlänglich

gerüstet, mit unserm halb geschlossenen Frieden höhnend abzuweisen.

Malapiero theilte nicht Ziani's Besorgnisse. Da faßte dieser seine Hand und sagte: »Orio! ich weiß es, du hast eine Liebe hier gefunden, drum siehst du alles in schönern Farben um dich her. Aber das Vaterland gelte dir höher als die Liebe! drum stehe fest, und wanke nicht, denn es hat auf dich gebaut!« Malapiero schwieg erröthend. Da zog ihn Ziani sanft an sich, und fuhr fort: »Für den Freund zu wachen, ist das heilige Befugniß der Freundschaft. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo du mir es vergelten kannst!« Die Freunde sanken einander in die Arme und gingen alsbald zum Kaiser, dem sie nun ernst erklärten: »daß sie, wenn der Friede nicht sofort unterzeichnet würde, diese absichtliche Verzögerung als eine neue Kriegserklärung ansehen, und auf der Stelle abreisen würden.« Manuel suchte sie zwar zu beruhigen, allein er gab deutlich genug zu verstehen, daß er sie auf keine Weise jetzt werde abreisen lassen, und wenn er sie auch mit Gewalt zurück halten sollte! Da säumten die Gesandten nicht länger, sie schickten im Geheim einen Bothen nach ihrer Flotte, ließen dem Doge ihre Lage eröffnen, und ihn beschwören, nun ohne

Weiteres auf Constantinopel los zu gehen, und mit Gewalt den Frieden zu erringen, wenn auch ihr eigenes Leben dabey in Gefahr kommen sollte.

Aber die Flotte blieb aus, und auch der Bothe kehrte nicht wieder zurück.

Ziani schickte nun seinen alten vertrauten Waffenträger ab; er wußte, daß dieser in einer sichern Verkleidung glücklich aus dem Hafen abgeschifft war, aber auch auf dessen Rückkehr harrten sie vergeblich. Dieß Ausbleiben und die Veränderung in des Kaisers Betragen, der jetzt einen stolzen Ton gegen sie angenommen hatte, ließ sie einen bösen Ausgang ahnen.

Und sie hatten Recht! Vitale Michelis Flotte war geschlagen, war fast vernichtet, und der Rest von Scio entflohen! Doch nicht durch menschliche Gewalt.

Der Kaiser Manuel hatte schlau genug alles berechnet, was ihm zu Gebothe stand, diesen lästigen Feind sich vom Halse zu schaffen und den nachtheiligen Frieden zu ersparen; und da er berechnete, daß seine eigene Macht dazu nicht hinreichen werde, sollte ihm die alte heilige Natur durch ihre geheimen aber gewaltigen Kräfte zu seinem schändlichen Ziele verhelfen.

Er wußte, daß auf der kleinen Insel Scio heiße ungesunde Lüfte wehten, und sah voraus, wenn die ganze feindliche Flotte dort vor Anker liege, und es ihm gelänge, diese bedeutende Menschenmasse längere Zeit auf diesem kleinen Puncte fest zu halten, daß unter dem venetianischen Heere bald genug Krankheiten ausbrechen müßten. Er hatte sich nicht verrechnet. Die schrecklichste aller menschlichen Krankheiten, die Pest, trat in furchtbarer Gestalt unter sie, und griff mit ihren Hyänen-Klauen so wüthend um sich, daß von der ganzen schönen Flotte der 120 Fahrzeuge, nur 13 schwachbemannte Galeeren endlich ihrer Wuth entflohen, und alle die tapferen Brüder auf dem Todtenfelde zurück lassend, traurig und ohne Frieden der Heimath zu eilten.

Der Kaiser hielt nun nicht länger zurück, und machte den beyden Gesandten das Schicksal ihrer Flotte bekannt. Er erklärte die Unterhandlungen für gänzlich abgebrochen, und rechnete ihnen die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, für eine besondere Gnade an.

Aber hiermit war das Schicksal noch nicht zufrieden. Die Pest hatte sich mit den fliehenden Venetianern heimlich in ihre Fahrzeuge gesetzt, um mit ihnen wieder an das Land zu steigen; denn

kaum war Vitale mit dem Rest seiner Flotte in Venedig angelangt, als auch hier die Pest wirklich ausbrach, und mit furchtbarer Eile um sich griff. Dieß war nun das unglückliche Jahr 1173.

Schon unterwegs erfuhren Ziani und Malapiero das traurige Schicksal ihrer Vaterstadt. »Wir gehen einem schrecklichen Feinde entgegen!« sagte Malapiero, »dem wir nicht mit Muth und Kraft unser Leben abkämpfen können!«

»Und doch müssen wir ihm entgegen!« rief Ziani, »das Schicksal hat die Zahl seiner Opfer wohl bestimmt, wir müssen uns ihm zur Wahl stellen, vielleicht verschont es andere theurere Leben!«

Seine starke Brust schlug unnennbar bang und hoch, als er diese Worte sprach, denn er kannte eine lieblich aufblühende Knospe, für deren Frühlingsleben er gern das seinige hingegeben hätte.

Als man sich nähmlich zu dem Kriege gegen Constantinopel eilig gerüstet, und jeder Einzelne alle seine Kräfte willig dazu aufgebothen hatte, war Ziani eines Tages mit einem neuen, von ihm selbst ausgerüsteten Fahrzeuge, weiter hinaus in's Meer geschifft, um die junge noch unkundige Mannschaft auf der See zu üben. Hier ward er

von einem Sturme überfallen, und suchte nicht ohne Gefahr endlich in der Bucht einer der kleinen im Golfo liegenden Inseln Schutz. Nicht fern von seinem Landungsplatze sah er ein Mädchen einsam am Ufer sitzen, das mit einem weißen Tuche wehte, und vernahm, als er sich ihr näherte, wie sie mit reiner, lauter Stimme in den Sturm hinaus sang, der in seinem finstern Grimme ihre Worte verwehen zu wollen schien. Sie sprang schüchtern auf, als sie den gewaffneten Mann plötzlich sich zur Seite erblickte, und erzählte ihm auf sein Befragen, daß ihr Vater und Bruder, beyde Fischer, sich noch mit ihrem Nachen auf der See befänden, und sie ihnen durch ihren Gesang das gewohnte Zeichen zur Landung habe geben wollen. »Da kommen sie endlich!« rief das Mädchen freudig. »Seht nur wie sie mit den Wellen kämpfen!« — Ziani erblickte einen Kahn, der ein Spielwerk der tobenden Wogen schien, dessen kundige Führer aber dennoch die Insel bald erreichten.

»Dieß Mahl war der Sturm doch bald stärker als wir!« sagte der alte Fischer, als sich die Tochter ihm mit rührender Freude an den Hals hing. »Aber es ist ihm nicht gelungen, uns die Beute wieder abzujagen! wir haben einen tüchti-

gen Fischzug gemacht!« und hiermit befestigten die Männer den Kahn am Ufer, indeß das Mädchen aus einer, im nahen Gebüsch gelegenen, Hütte Körbe herbey holte, in welche man aus dem Kahn die Fische legte, und sie nach der Hütte trug.

»Ihr werdet heute Nacht hier verweilen müssen, edler Herr!« sagte der alte Fischer zu Ziani, »euer Fahrzeug liegt in jener Bucht sicher, und vor Morgen Früh wird der Sturm nicht aufhören. Laßt es euch bei uns gefallen; wir wohnen zwar auch nicht hier, diese Hütte giebt uns nur bei schnellem Unwetter Schutz, allein sie ist doch sicher, und ungesättigt sollt ihr auch nicht von uns gehen!«

»O ja! schöner Mann!« rief das Mädchen, und ergriff seinen Arm, bleibt hier, und eßt von unsern Fischen, ich will sie euch gar herrlich zubereiten.«

Ziani willigte ein, und Pietro, der Bruder des Mädchens, wurde nach dem Fahrzeuge abgeschickt, um der Mannschaft dort die Befehle ihres Herrn zu überbringen, und ihnen einen Korb Fische hinzutragen.

Auf dem Herd der Hütte brannte bald ein lustiges Feuer, und indeß die beiden Geschwister die Mahlzeit bereiteten, setzte sich Ziani mit dem Vater auf eine Ruhebank. Der alte Fischer hieß

Bartholomeo Daponte, und hatte früher alle ruhmvollen Kriege der Republik mitgefochten. Mit Wunden bedeckt war er endlich zu seinem Fischerhandwerk zurück gekehrt, denn: »das Seewasser heilt!« sprach er, »und hatte spät noch geheirathet; seine blitzenden Augen aber schienen die grauen Locken noch nicht kennen zu wollen. Ziani hörte jedoch wenig auf des Alten Gespräch, denn er vermochte seine Blicke nicht von der Tochter abzuwenden, die ihnen das Mal zubereitete. Die schönen Formen ihrer Gestalt, die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen, das blühende, freundliche Engelsgesicht konnte er nicht genug bewundern, und im Geheim dankte er dem Sturme, der draußen immer noch in seiner Wuth über die Hütte hinbrauste.«

Endlich trug Pietro die Schüssel mit den schmackhaften Fischen auf. Giovanna nahm Ziani Helm und Schwert ab, setzte sich traulich neben ihn, und indeß sie mit kindlich frohen Scherzen und unbeschreiblich lieblicher Guthmüthigkeit die Unterhaltung belebte, ließ sie oft ihre großen, dunkeln Augen freundlich unbefangen auf dem schönen Krieger ruhn, und horchte aufmerksam auf alle seine Worte. Aber ihre Blicke waren wie Frühlings-Sonnenstrahlen, die sein Inneres sanft erwärm-

ten, als wollten sie die zart verschloßnen Knospen endlich doch erwecken.

»Willst du uns nicht das Lager bereiten, Giovanna?« fragte der Vater, als man gesättigt war.

»Nein!« sagte sie leicht erröthend und bittend, »nein, Vater, laßt uns nicht schlafen; die Nacht ist kurz, und wer würde denn bey dem Sturm einschlafen können? Wir wollen lieber plaudern, wer weiß, wenn wir mit dem Fremden dort wieder sprechen können!«

Ziani stimmte ihr bey, das Feuer auf dem Heerde ward unterhalten, und indeß die beyden Geschwister an einem feinen Fischergarne arbeiteten, fing der Alte an, von seinen Kriegsthaten zu erzählen. Alle nahmen den lebhaftesten Antheil daran. Giovanna, die sie wohl oft schon gehört hatte, half dem Vater ein, wo er fehlte, und der junge Pietro sprang oft, sich vergessend, auf, und ballte die Faust, als wolle er dem Vater zu Hilfe eilen, wenn er eben im harten Kampfe begriffen war.

Endlich, als der Alte eine Pause machte, forderte Ziani das Mädchen auf, ihnen ein Lied zu singen. »Ich habe deine reine Stimme schon gestern am Ufer vernommen,« sagte er, »aber ich will viel ruhiger zuhören, als der Sturm!« Gio-

vanna zögerte nicht, da ihr der Vater zuwinkte, und begann ein altes Fischerliedchen, welches also lautete:

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt überm See die Fischerin,
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: »Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nakten Füßchen küssen!«
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füssen.

Sie netzt die Füßchen weich und warm;
Und spricht: »Könnt ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!«
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: »Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!«
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf, und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespürt,
Kann sie sich nicht mehr fassen.
Und eh der Wind es sich versieht,
Nimmt sie das Mädchen und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm, und fährt
Der Welle wüthend nach, — durchstört
Ihr Kleid in allen Falten. —
Allein vergebens, — denn sie weiß
Aus tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.«

»Armer Sturm! Glückliche Welle!« sagte Ziani leise.

»Nun, nur weiter!« rief der Alte; »laßt uns die Fortsetzung des Liedes zusammen singen!« Aber Giovanna schien ernst geworden, und obgleich auch Ziani bat, so wollte sie doch nicht mehr singen.

»Mögt ihr das Lied hören,« sagte sie zu ihm, »so laßt euch morgen in unserm Kahne überfahren; auf der See klingt es schöner.«

So verstrich die Nacht. Der Morgen brach an, und der Sturm hatte sich gelegt. Ziani ertheilte seinen Leuten den nöthigen Befehl zur Rückfahrt, und bestieg selbst den Fischerkahn.

Der Himmel, an welchem der Tag eben aufstieg, war rein und klar, die See, auf welcher der Nachen hinfuhr, war eben wie ein Spiegel. Nur leichte Morgennebel zogen in weißen Streifen ihre unsichtbare Bahn an den Schiffenden vorüber. Pietro ruderte vorn, der Alte steuerte und Giovanna stand kühn auf der Spitze des Kahns! in ihrem lichten weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt. — Mitten auf dem Meere begannen sie das gestern versprochene Lied. Es war ein Wechselgesang. Pietro sang die Stimme des Jünglings, Giovanna die der Welle, der Vater die des Windes.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle dich in mir, und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht!

Der West.

Kommst zu spät! Kommst zu spät! —

Der Jüngling.

Spät? — Drum schnell zu ihr hinüber!
Ach, sie seufzt wohl: Komm, mein Lieber!
Schaut sich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Bienen leis' Gesumm.

Der West.

Sie ist stumm! — Sie ist stumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verstehen.
Nur ihr Auge darf ich sehen,
Wenn die Lippe gleich nicht spricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menschlich Angesicht?

Der Wind

Trau ihr nicht! — Trau ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß dich fragen:
Bringst du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife rosenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich selbst empfangen,
Als ich jüngst auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß both.

Der Sturm.

Sie ist todt! — Sie ist todt! —

Und noch ein Mahl kommt geschritten
Sturm, und eilt der Welle nach.

Faßt und theilt sie in der Mitten,
Wühlt sich bis in's Brautgemach.
Trägt die Braut, empor gezogen
Mit gewalt'ger Riesenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen,
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Brust vergeht —
Steht der Sturm als West daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Man landete endlich in einem abgelegenen Theile Venedigs. Aus einer ärmlichen Hütte kam Dapontes Weib mit zwei kleinern Kindern ihnen froh entgegen, denn sie hatten des Sturmes wegen große Sorge gehabt. Man trug die reiche Beute in das Haus, und Ziani wollte dem Alten ein Goldstück für die Ueberfahrt in die Hand drücken. Allein Giovanna drang in den Vater, es nicht anzunehmen.

»Wenn Ihr dem Vater das Goldstück gebt, rief sie halb erzürnt, so wollt Ihr mir wohl auch meine Lieder damit bezahlen?« —

»Nein, wahrlich nicht! sagte Ziani; aber willst Du kein Andenken von mir annehmen?«

»Ich brauch' es nicht!« entgegnete sie, und schlug die Augen nieder.

»Wenn Du so stolz bist, meinte Ziani, so darf ich Euch auch wohl nicht wieder besuchen?«

»O, ich bin nicht stolz! antwortete sie und richtete schüchtern ihre Blicke auf ihn: Kommt nur recht oft wieder, Ihr sollt sehen, wie demüthig ich bin und wie ich Euch dienen werde!« —

Ziani ging nun wieder zu seinem Pallast zurück, aber unter allen wichtigen Geschäften, die das Vaterland in seine Hand legte, erschien ihm unablässig Giovannes Bild, und mitten unter dem Geräusch der Waffen war es ihm immer, als hörte er ihre süße Stimme. Er besuchte den alten Daponte oft wieder, er wurde mit kindlich unbeschreiblicher Freude jedesmal von Giovannen empfangen, und verlebte seine seligsten Stunden in der kleinen Hütte. Der alte Daponte, der durch seine Kriegszüge die Welt auf vielseitige Weise kennen gelernt, und mancherlei Erfahrungen mitgebracht hatte, war dadurch im Stande seine Kinder mit mancher Lebensansicht vertraut zu machen, indeß sein frommes, einfaches Weib sie zu stiller Tugend erzog, und so wurde ihnen eine bessere Bildung gegeben, als man in dieser Hütte vermuthen konnte. — Die Eltern hielten Ziani für einen Schiffshauptmann, und weil ihnen der junge Mann gefiel, sahen sie Giovan-

nens schnell aufblühende Liebe zu ihm mit Wohlgefallen. Ziani hatte der Fischerfamilie absichtlich verborgen, daß er einer der reichsten und angesehensten Venetianer sey. Aus der großen, vornehmen Welt, wo alle Blicke auf ihn gerichtet standen, und hinter dem freundlichen Entgegenkommen mancher geheime Plan auf den reichen schönen Mann ihm nicht entging, floh er gern zu diesem stillen Asyl, denn hier wurde er geliebt, weil er Liebe gab, hier fand er Vertrauen, weil die Herzen offen vor ihm lagen, und die Ueberlegenheit seiner geistigen Bildung glich sich gegen das zarte tiefe Gefühl, das er in Giovannens Gemüthe fand, und dem sein Herz sich selbst erst aufschloß, leicht wieder aus. Er war völlig unabhängig, und da noch kein weibliches Wesen, trotz aller ihm gelegten Schlingen, sein Herz zu rascheren Schlägen getrieben hatte, und er jetzt zum erstenmale durch Giovannens offnes, schönes Auge, in den reinen Himmel einer weiblichen Seele schaute, an welchem sein Bild in tausendfacher Gestalt glänzte, wie die ewigen Sternbilder am klaren Himmel der Nacht; so faßte er eine unnennbare Liebe zu ihr und beschloß, sie zu seiner Gattin zu machen. Es verging ihm jetzt kein Tag, dessen Abendstunden er

nicht bei der Geliebten zugebracht hätte, und so wie er das Geheimniß seiner Liebe tief vor aller Welt verborgen hielt, so kannte ihn auch Giovanna nur unter dem Namen Sebastiano. Wenn sie sein Weib seyn würde, dann erst wollte er ihr seine Verhälnisse entdecken, und indeß er mit stillem Entzücken das immer reichere Entfalten ihres Geistes sah, fühlte er im Voraus, wie alle Welt die kostbare Perle bewundern würde, zu deren geheimer Wohnung ihn zuerst der Sturm hingeführt hatte.

Während dem war die Flotte völlig ausgerüstet, und sollte nun in einigen Tagen hinaus schiffen, nach dem Hellespont. Ziani hielt seine Wünsche jetzt nicht länger zurück, er eröffnete der Geliebten sein volles Herz. — Ach, das ihrige gehörte ihm ja schon längst, und freudig gaben die Eltern ihren Segen.

»Wenn Ihr als Sieger aus dem gewagten Kampfe zurückkehren werdet, sagte der alte Daponte, dann soll der Brautkranz meiner Tochter Euer Siegerkranz seyn!« —

Endlich schied Ziani von der Geliebten. Sie unterdrückte mit großer Kraft die Bewegungen ihrer Seele, reichte ihm die schönen Lippen zum Kuß und sagte: »Sey tapfer, mein Geliebter!

ich werde für dich beten! wir sehen uns gewiß wieder!» —

Es war die Liebe, die mit ihm hinauszog, und ihn stärkte und ermuthigte. Aber eben deshalb faßte ihn auch jetzt mit doppeltem Schrecken die Nachricht, daß die Pest in Venedig ausgebrochen sey. Kaum war er mit Malapiero wieder dort angekommen, kaum hatte er sich dem unglücklichen Doge, der mit düstrer Verzweiflung rang, vorgestellt, und ihm den gänzlichen Bruch aller Friedens-Unterhandlungen verkündigt, als er mit hochschlagendem Herzen in die Stadt eilte, um zu sehen, ob das gräßliche Scheusal auch schon zu jener Hütte hingeschritten sey, und ihm die köstlichste Blume vergiftet habe. Malapiero folgte ihm treu, denn Ziani hatte ihm das Geheimniß seiner Liebe entdeckt, und er theilte jetzt die Sorge des Freundes. Sie mußten durch einen großen Theil der Stadt, und welche schreckliche Scenen stellten sich ihnen hier entgegen. Viele der volkreichsten Straßen waren still geworden; nur aus manchem offenstehenden Hause schlich sich das leise Gewimmer des letzten Bewohners, der einsam unter den Leichen seiner Lieben verschied. Viele todte Körper, die noch nicht unter die Erde gebracht werden konnten, lagen an den Thürschwellen der Palläste, wo

sie Hülfe gesucht hatten. Kinder hingen an der todten Mutter und sogen von den theuren bleichen Lippen das Gift; und mitten unter diesem furchtbaren Jammer schritten, in kalter Geschäftigkeit, schwarz gekleidete Männer umher, luden schweigend die Todten auf Wagen und schlugen Zettel an die Häuser, auf welchen das einzige gräßliche Wort stand: Ausgestorben.

Grausen und Entsetzen erfaßte Zianis Herz, und mit von Angst und Liebe beflügelten Schritten flog er nach Dapontes Wohnung. — — Aber auch an der Thüre dieser Hütte hing der schauderhafte Zettel: Ausgestorben! —

Vergebens wollte Malapiero den Freund zurückhalten. Er stürzte bleich und wie ein Wahnsinniger in die Hütte, und rief: »Giovanna! Giovanna! — — Aber die Hütte war leer; — die Leichname waren fortgeschafft; — nur Hausgeräth und Kleidungsstücke lagen noch umher, als wären die Bewohner eben erst hinausgegangen. Ziani wollte die Hütte nicht wieder verlassen. Hier wollte er sterben, wo die Geliebte ihr Engelsleben ausgehaucht hatte, und fast mit Gewalt mußte ihn Malapiero aus dieser Todtenhalle führen.

Als sie wieder hinauskamen, verkündigte ein fernes gräßliches Getöse einen Auflauf, und sie

sahen, wie ganze Haufen des Volkes nach dem Pallast des Doge hinstürzten.

»Komm Ziani! rief Malapiero: Vergiß den Gram der eignen Brust! Komm, unsre Gegenwart wird nöthig seyn.«

Das Volk schob dem Doge die ganze Schuld des eingebrochenen Unglücks zu. Es hatte, und wohl mit Recht, die Meinung, sein unkluges Zögern auf der Insel Scio sey die einzige Ursache, daß die schöne Flotte vernichtet und statt des glänzenden Friedens, der Tod in ihre Häuser gekommen sey. Sie waren an die größten Opfer gewöhnt, sie scheuten nicht im Kampfe für das Vaterland sich zu verbluten, aber daheim am eignen Heerde, durch die Schuld eines Einzigen, das theure schuldlose Leben der Ihrigen verschmachten zu sehen, das konnte die Brust nicht fassen, und die Stimme der Verzweiflung und Wuth rief das Volk zur Rache — Die tobende Menge hatte den Pallast des Doge umringt: Herunter vom Throne! schrie sie: herunter mit dem Betrüger, der uns statt des Sieges, die Pest erhandelt!« — Der Doge verließ sich auf seine Leibwache; allein auch darunter waren Väter und Söhne, die die Ihrigen verlohren hatten, und so wurde der Tumult immer stärker. — — Da beschloß Vitale das

Aeußerste zu wagen, und im Vertrauen auf die Liebe des Volks, die er sonst in vollem Maaße besaß, aus seinem Pallast zu gehen, und es zu beruhigen. Mit ernster Würde und in seinem Herzoglichen Schmucke, trat er unter die tobende Menge, die seinen Pallast stürmen wollte.

»Hier bin ich, Kinder! sprach er: richtet über mich, wenn ihr dürft; aber nicht ich, sondern Gott hat uns den Tod in unsre Mauern gesendet!«

Das Volk wich einen Augenblick vor seiner ehrwürdigen Gestalt zurück, indem auch Ziani und Malapiero eben hinzu kamen, und die Rasenden zu beschwichtigen suchten. Bald riefen aber mehrere Stimmen aufs neue: »Herunter vom Thron! Kein Erbarmen mit dem Verräther! Nieder mit ihm!« und von hinten her erscholl es: »Platz! Platz! wo ist er? der mir mein Weib und meine Kinder gemordet hat.« — Mit diesen Worten drängte sich ein alter wüthender Mann aus der Menge hervor, umklammerte den Doge mit der Gewalt eines Verrückten, und stieß ihm den Dolch ins Herz. —— Der unglückliche Vitale sank als ein Opfer des Schicksals, und der Mörder ging unaufgehalten mit seinem blutenden Dolche durch das erstaunte Volk.

Aber Ziani erkannte in ihm alsbald den alten Daponte. — Er flog ihm nach durch die einsamen Straßen, er umfaßte ihn und rief: »Du entsetzlicher Mensch, wo ist Deine Tochter?«

Daponte sah ihn mit wahnsinnigem Lächeln an: »Hat Euch der Tod noch verschont? sagte er: Nun, so kommt, ich will Euch zu Eurer Braut führen!«

Und hiermit zog er ihn durch viele entlegene Gassen, ohne auf seine Fragen weiter Antwort zu geben, zu einem abgelegenen Kirchhof hin. In einem Winkel desselben, unter elender Verdachung, auf zusammengerafftem Stroh, lag Giovanna mit dem Tode ringend. — Daponte hatte, nachdem sein Weib und die übrigen Kinder vor ihm gestorben waren, seine Hütte verlassen, und halb bewußtlos die schon kranke Tochter hieher getragen. Im Wahnsinn der Verzweiflung wollte er dem langsamen, qualvollen Todeskampf seines Lieblings und seinem eigenen Leben ein Ende machen, und war deshalb in die Stadt gerannt, sich einen Dolch zu verschaffen. Da hatte ihn der Volksauflauf mit fortgerissen, und fast in Verstandes-Verwirrung, hatte er seiner Rache das blutige Opfer gebracht.

Ziani warf sich neben Giovannen auf die Knie, und rief ihren theuren Namen. — Da schlug sie die Augen auf und erkannte ihn, und indeß ein unbeschreiblich süßes Lächeln über ihr bleiches, entstelltes Antlitz hinzog, winkte sie ihm von ihr abzulassen. — Aber er dachte nicht an die Gefahr einer schrecklichen Ansteckung. Er hob die pestkranke Geliebte auf, und trug sie in seinen Armen nach seinem Pallaste. Daponte folgte ihnen.

Hier bot Ziani nun alle menschliche Kräfte auf, die Geliebte zu retten. Er verließ keinen Augenblick ihr Lager, und wachte über das theure Leben, als könne er das Ungeheuer zurückscheuchen, das es verzehren wollte. — Und es gelang ihm. — Vor so unnennbarer Liebe trat der Tod noch einmal freundlich zurück, und indeß er und Daponte von aller Ansteckung wunderbar befreit blieben, genaß Giovanna langsam wieder.

Die Ermordung des Doge hatte alle Gutgesinnte in tiefe Trauer gestürzt. So oft schon hatte der gewaltsame Tod ihres Oberhauptes, die Republik dem Untergange nahe gebracht, und die gefährliche Gewohnheit war so verführerisch, bei dem kleinsten Vorwande gegen die Fürsten aufzustehen, und mit der Stimme des Aufruhrs Re-

chenschaft von ihnen zu verlangen. Man sann auf kräftige Mittel gegen die so häufigen Ereignisse. Endlich errichtete die noch einzig bestehende Gewalt, die Guarantia, einen großen Rath von 740 Mitgliedern, der aus seiner Mitte 60 der bewährtesten Männer, Pregadi genannt, erwählte, in deren Hände die Staatsgeschäfte gelegt wurden, und aus welchen sich späterhin der Venetianische Senat bildete. Aus diesen wurde einer Zahl von eilfen die Wahl des Doge übertragen. — Das Volk unterwarf sich willig dieser neuen Ordnung, und die Mehrheit der Wahlstimmen entschied für Orio Malapiero; denn seiner Thätigkeit und seinen weisen Einrichtungen, wobei er das eigene Leben selbst tausendmal in Gefahr brachte, verdankte man hauptsächlich das endliche Aufhören der Pest.

Aber Malapieros Seele war von allem Stolze frei. Das Vaterland galt ihm mehr als Ruhm und Ehre, und sein heller Blick erkannte bald, daß ein größerer Geist dazu gehöre, in diesem wichtigen Augenblicke die Zügel des Staats zu ergreifen. Mit edler Freimüthigkeit erschien er vor den Wahlherren und lehnte bescheiden die Wahl von sich ab. Er wußte sie mit großer Beredsamkeit zu überzeugen, daß die schwierige Lage

der Republik einen Mann erfordere, dessen hoher Muth und überlegene Geisteskraft den Partheien nicht allein Ehrfurcht einflöße, sondern der mit seinem Reichthum und erlauchten Namen auch die verblendeten Augen des Volkes auf sich zöge, und beschwor sie, die ihn getroffene ehrenvolle Wahl auf seinen Freund Sebastiano Ziani überzutragen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige und einzig ihren Erwartungen entsprechen werde. Die Wahlherren, ergriffen von Bewunderung für den edlen Malapiero, und dadurch desto leichter überzeugt, zögerten nicht, und wählten einstimmig Sebastiano Ziani, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das jetzt allgemein bekannt gewordene Verhältniß mit Dapontes Tochter auf der Stelle abgebrochen werden müsse. Denn das schwankende Volk, das früher den Tod des vorigen Doge verlangt hatte, betrauerte ihn jetzt und verabscheute seinen Mörder. Es war deshalb sehr richtig vorauszusehen, daß es für einen Doge keine Liebe und Achtung haben werde, der die Tochter eines Mörders zu seiner Gemahlin erheben wolle.

Malapiero eilte voll hoher Freude zu seinem Freunde. »Die Wahl ist vorüber!« rief er ihm entgegen, und in seinen Augen blitzte das Be-

wußtseyn, sich selbst überwunden zu haben. Ziani sah ihn freudig an und sagte, seine Hand ergreifend:

»Gott segne die Wahlherren! denn wenn ich die Schrift Deiner Augen verstehe, so darf ich Dich wohl als Herzog willkommen heißen!« —

»Nicht mich! entgegnete Malapiero: Gott segne die Wahlherren und mein Vaterland! Denn Du bist der Doge!« —

Da funkelte alsbald eine hohe Begeisterung aus Zianis Blicken; er hob seine Hand wie zum Schwur empor und sprach: »Lenker menschlicher Schicksale, hast Du den Glauben meines Volkes auf mich gestellt, so rüste mich mit Kraft und Weisheit aus. Ich schwöre Dir, daß ich des Throns nicht unwerth seyn will!« —

Die begeisterten Freunde sanken einander in die Arme. »Ich bin ein Zeuge Deines Schwures vor Gott! und habe ein heiliges Recht an die Erfüllung Dich zu mahnen!«

Die Abgesandten des Senats kamen, um den neuerwählten Regenten zu begrüssen, und ihn einzuladen, vor den Wahlherren zu erscheinen. Ziani ging an der Hand seines Malapiero, unter dem lauten Jubel des Volks nach dem Pallast hin, wo die Wahl statt fand, und jetzt

bestätigt werden sollte. Das unaussprechlich große Gefühl, die Liebe und das Vertrauen seines Volks zu besitzen, und es verdienen zu wollen, erfüllte ihn; im Hintergrunde der Seele stand aber auch Giovannas liebliches Bild, und unter den großen, heiligen Entschlüssen, grüßte ihn oft der süße Gedanke: neben sich auf dem Herrscherthrone diesen Engel der Unschuld stehen zu sehen. So in hoher, wonniger Bewegung, trat er in den Saal der Wahlherren. — Aber eine eisige Kälte zuckte durch seine heiße Brust, als er die Bedingung vernahm. — Lange stand er bebend und schweigend und konnte es nicht fassen. — Endlich rief er:

»Nein! Ihr habt falsch gerechnet! Behaltet Eure Krone, wenn Ihr mir damit die Seligkeit meines Herzens abkaufen wollt! Ein Volk, das eine solche Liebe aus der Brust seines Fürsten reißen will, versteh' ich nicht zu regieren, es verlangt einen Tyrannen!«

Und hiermit verließ er stolz und kalt die erstaunten Wahlherren und begab sich zurück in seinen Pallast. Er eilte in die Zimmer, die Giovanna mit ihrem Vater bewohnte, er umschlang sie mit Innigkeit und sagte:

»Du bist nun wieder genesen, Giovanna, willst Du noch zögern mein Weib zu seyn?«

»Nein! erwiederte sie sanft, und schmiegte sich an seine Brust: ich fasse es zwar nicht, wie ich Dich verdienen werde, denn ich ahnete ja nicht, daß ich den großen Ziani liebte, aber ich fühle, daß ich nur Dein Eigenthum bin!« —

Ziani drang nunmehr auch in den alten Daponte, bei einbrechender Nacht ihn die Vermählung mit seiner Tochter vollziehen zu lassen. Er wollte alles Aufsehen und alle weitere Einwendungen vermeiden, und glaubte um so freier handeln zu können, wenn nur Giovanna erst wirklich seine Gemahlin sei. Mittlerweile war dem Volke der Grund von Zianis öffentlicher Weigerung, die Krone anzunehmen, bekannt worden, und je größer der allgemeine Wunsch war, die Regierung seinen Händen anzuvertrauen, desto höher stieg der Haß gegen den Mörder des Doge Vitale Michelis, der mit seiner Blutschuld sich nun auch an Zianis Schicksal hängen zu wollen schien. — Wie das dumpfe, Unheil verkündende Getöse vor dem Ausbruche des Erdbebens, schlich ein düsteres Murren von Mund zu Mund. Das Volk sandte Deputirte an die Wahlherren und indem es verlangte, daß

man Ziani die Krone wiederholt antragen möchte, forderte es zugleich die Verhaftung und Bestrafung Dapontes und seiner Tochter. — Neue Abgesandte des Senats kamen zu Ziani; allein er sprach sie nicht, sondern verwieß sie auf morgen, wo er den Wahlherren seinen Entschluß bekannt machen werde.

Indeß hatte Malapiero den Freund wieder aufgesucht, und alles angewendet, um ihn von seinem Entschluß abzubringen; er hatte ihn an seinen Schwur und an jenen Augenblick gemahnt, wo er ihm einst selbst in Konstantinopel sagte: das Vaterland gelte höher als die Liebe! — Allein alle Beredtsamkeit war vergebens. —

»Ihr versteht nicht, was ihr begehrt! rief Ziani endlich in höchster Bewegung: Ihr wollt den Schutzgeist von mir reißen, der mich zum Vater des Volks gemacht hätte: — Was kann Giovanna für das Verbrechen ihres unglücklichen Vaters? — sie ist ein Engel, den mir Gott gesandt hat, und nur an ihrer Hand kann ich meinen Schwur erfüllen.

Malapiero sah bald ein, daß er, um das Vertrauen des Freundes nicht zu verlieren, jetzt nicht weiter in ihn dringen dürfe, und fragte deshalb theilnehmend nach Giovannens Gene-

sung. Da ging Zianis Herz auf, er entdeckte ihm, wie nahe die seligste Stunde seines Lebens ihm sey, und daß noch in dieser Nacht Giovanna sein Weib werden würde. — Malapiero erschrack nicht wenig, denn er sah nun wohl, wie durch diese rasche That mit einemmale des Vaterlandes schönste Hoffnungen zertrümmert werden, und für Ziani die Krone auf immer verloren gehen würde. — Er schwieg, faßte aber einen schnellen Entschluß.

Kaum hatte sich Ziani aus seinem Pallast entfernt, um im Geheim die Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; als sich Malapiero zu dem alten Daponte und seiner Tochter begab. Er fand das Mädchen, mit himmlischen Lächeln einen Brautkranz windend, indeß der Vater in sich versunken und vor sich hinstarrend, in einer Ecke des Zimmers saß. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und fragte:

»Kommt Ihr zu meiner Hochzeit? wollt Ihr nun auch m e i n Freund seyn, wie Ihr es meinem Ziani seyd?« —

»Ja, das will ich! holdes Geschöpf! sagte er gerührt: Ich komme her, um Dir und Ziani meine höchste Liebe zu zeigen. Aber was fehlt Deinem Vater? will ihn die Hochzeit nicht zu Herzen?« —

»Nein! fuhr der Alte auf. Nein, mir graut vor der Hochzeit! In meiner Brust, die vom Bewußtseyn der Blutschuld erfüllt ist, hat die Freude nicht mehr Platz!«

»O, mein unglücklicher Vater!« rief Giovanna, und umschlang ihn: »Könnte ich Euch Euren Frieden wiedergeben, ich wollte ihn mit meinem Leben erkaufen!«

»Auch mit jenem Kranze, den Du dort gewunden?« fragte Malapiero bedeutungvoll.

Giovanna sah ihn lange an, indem ihre Augen feucht wurden, und sagte dann: »Ja, auch mit dem!«

Nun hielt Malapiero nicht länger zurück, und erzählte ihnen offen alles, was vorgefallen war. Mit Begeisterung zeigte er, daß nur Ziani im Stande sey, die Republik vom Untergange zu retten, und daß das Vaterland ein heiliges Recht habe, seine Liebe zu Giovannen von ihm zum Opfer zu verlangen.

»Hat denn sein großes Herz nicht Raum zur Liebe für das Vaterland und für mich?« fragte Giovanna zitternd.

»Nein! rief Daponte, und seine Augen funkelten: Nein! Du darfst sein Weib nicht werden! Das Volk hat recht, die heiligen Stufen des

Thrones darf nicht die Tochter eines Mörders besteigen. Im Wahnsinn der Verzweiflung stieß ich dem Doge den Dolch ins Herz, willst Du nun, Giovanna, im Wahnsinn der Liebe, dem Vaterlande noch größere Hoffnungen vernichten?« —

Malapiero benutzte die Stimmung des Alten; er faßte Giovannens Hand und sagte: »Du hast Deinen Brautkranz der Ruhe Deines Vaters zum Opfer bringen wollen; jetzt liegt auch die Ruhe des Vaterlandes in Deiner Hand; hier steht Dein und Zianis Freund, aber auch ein treuer Bürger, und fragt Dich, was willst Du thun?« —

Giovanna stand bleich und zitternd vor ihm, und schaute starr in die wild rollenden Augen ihres Vaters. Dann trat sie langsam zum Tisch, nahm den Brautkranz, reichte ihn Malapiero und sagte, ihrer kaum noch mächtig: »Hier ist mein Opfer! Gott segne mein Vaterland!«

Der Alte fing die ohnmächtige Tochter auf und legte sie auf ein Ruhebett. In höchster Bewegung faßte er Malapiero, zog ihn nahe vor Giovannen hin und sagte stolz: »Seht, das ist meine Tochter!«

Man brachte das Mädchen wieder zu sich. Ihr hoher Entschluß gab ihr Kraft, und so willigte sie denn in den Plan der Männer: noch vor

Einbruch der Nacht sich mit ihrem Vater aus dem Pallast heimlich zu entfernen, dann eiligst ein Schiff zu besteigen, und über das Meer in ferne Länder zu entfliehen. Malapiero versprach seinen Freund dann sicher zur Annahme der Krone zu vermögen.

Kaum war die Nacht eingebrochen, so kehrte Ziani, das Herz voll Liebe und Wonne, mit einem Geistlichen zurück, der ihn mit der Geliebten vereinigen sollte. Aber ihre Zimmer waren leer. Auf dem Tische lag neben dem Brautkranz ein Blatt, mit folgenden Worten:

»Ziani! du stehst zwischen der Krone und »meinem Brautkranz. Das Vaterland hat »recht, eins von beiden kannst Du nur wäh»len. Die Krone reichen Dir tausend Arme »Deiner hülflosen Bürger, den Brautkranz »reicht Dir die Hand eines unbedeutenden »Mädchens. Dein großes Herz fühlt wohl, »was es wählen soll; doch um Dir den »Kampf zu ersparen, flieh ich von hier. Liebst »Du mich wirklich, so spähe nicht und be»glücke mein Vaterland!«

Wer beschreibt Zianis Gefühl? — — So nahe dem Augenblick der Erfüllung seiner seligsten Wünsche, sah er alles vor sich verschwunden, wie

Traumgestalten. »Giovanna! rief er aus: Giovanna! Du hast mich nicht freiwillig verlassen! Aber sie sollen Dich nicht von meinem Herzen losreissen! Dein Brautkranz wiegt alle Kronen der Erde auf!«

Er rief seine Diener zusammen, bot dem, der Giovannens Spur auffinden würde, königliche Belohnung, und stürzte selbst hinaus, sie aufzusuchen.

Während dem hatte Malapiero die Fliehenden nach dem Hafen bgleitet, und ihnen ein Fahrzeug verschafft, das sie in der hellen Mondnacht hinaustrug, über das Meer. Er eilte nun zu Zianis Pallast zurück, weil er wohl fühlte, daß er dem Freunde nöthig seyn werde. Als er ihn aber hier nicht mehr fand und nun überall in der Stadt lange vergeblich gesucht hatte, ging er noch einmal nach dem Hafen zurück. Er erschrack nicht wenig, als er Ziani hier eben im Begriff fand, mit seiner Galeere in die See zu stechen, um den Fliehenden nachzueilen, deren Spur aufzufinden ihm doch gelungen war. An ein Zurückhalten war nicht mehr zu denken; kaum hatte Malapiero so viel Zeit, die Galeere auch zu besteigen, um seinen verzweifelnden Freund zu begleiten. Ziani wollte nun einmal sein Leben an

diese Liebe setzen, er war taub gegen jede andere Stimme, und stand unbeweglich an der Spitze des Schiffes, er starrte hinaus in das dunkle Meer, als wolle er Giovannens Spur auf den Wellen erspähen, die leise scherzend mit dem Bilde des Mondes spielten.

Endlich, als die ersten Lichter des Morgens über das Meer hinglitten, erblickte man in der Ferne ein Fahrzeug. Ziani gewahrte es zuerst: »Fahrt zu! rief er: dort flieht mein Glück!« — — Die Ruder griffen gewaltiger ins Meer, die Galeere flog schneller und nach kurzer Zeit war man dem Fahrzeug nahe gekommen. Ziani erkannte Giovannen bald. Sie stand, wie an jenem Morgen, wo sie ihm im Fischerkahn die Lieder sang, in einem weißen Gewande, vom Morgenroth überstrahlt, an der Spitze des Fahrzeugs, aber sie winkte ihm, zurückzukehren. Und als er seine Arme nach ihr ausstreckte, und ihren Namen rief, flehte sie: »Laß ab, Ziani, höre Dein Vaterland, das Dir zuruft!« — Aber Ziani hörte nicht. »Fahr hin Vaterland! rief er: Ich verachte den Thron, der eine solche Liebe entehrt!« Er trieb die Ruderknechte zu rascherer Arbeit und bald hatten sie das fliehende Fahrzeug erreicht. Giovannens rührende, heilige Bitten, Malapie-

ros ernste, kräftige Worte, der Fluch, mit dem der alte Daponte drohte, nichts vermochte Ziani zurückzuhalten, er ergriff ein Bret und wollte damit die Fahrzeuge vereinigen. Da rief ihm Giovanna mit hohem Muthe entgegen:

»Du furchtbarer Mensch, warum entheiligst Du unsere Liebe? dringst Du gewaltsam in mein Fahrzeug, so soll mich der Tod vor dir retten!«

Aber Ziani hörte nicht. »Du bist mein, Giovanna! rief er, und keine Macht kann mich von Dir losreissen!«

Er warf das Bret schnell hinüber, und stand schon mitten darauf, als der alte Daponte mit blankem Schwerdte wüthend hinzu sprang und ihm wie einen Seeräuber den Eintritt verwehrte.

»So will ich hier zwischen Kind und Vaterland mich stellen! schrie er: wage den Kampf mit mir!«

Aber Ziani kannte sich nicht mehr; auch er riß das Schwerdt aus der Scheide, und von Leidenschaft überwältigt, stürzte er auf Daponte los. — Als nun Giovanna das Gefecht zwischen Vater und Geliebten erblickte, als sie sah, wie beide schon bluteten, schlang sie das Seil eines kleinen Ankers, der auf dem Verdeck lag, schnell und fest um ihren zarten Leib, und indem sie rief:

»Lebe wohl, mein Geliebter! für dich und das Vaterland geh' ich in den Tod! beglücke es und gedenke mein!« sprang sie muthig in das Meer und riß den Anker mit hinab, der sie tief auf den Grund mit sich niederzog. —

Erschrocken ließen die Kämpfer ihre Schwerter sinken. Ziani wollte sich ihr nachstürzen, doch Malapiero hielt ihn mit starken Arm zurück. Auch die Schiff-Knechte wollten zu ihrer Rettung ins Meer springen, aber Daponte verwehrte es ihnen: »Laßt meine Tochter ziehn, rief er: sie kennt ihren Weg!«

Ziani lag bewußtlos in den Armen seines Freundes, Giovanna fest geankert auf dem Grunde des Meeres, und die beiden Schiffe fuhren still und langsam nach Venedig zurück.

Die Ursache von Zianis schneller Abfahrt war durch seine Diener bald unter dem Volke bekannt geworden. Es hatte nun einmal seine ganze Hoffnung auf diesen Mann gesetzt, es wüthete gegen Daponte und seine Tochter, rannte in großen Haufen dem Hafen zu und hatte sich bereits mehrerer Schiffe bemächtigt, um Ziani nachzueilen und ihn zurückzuholen, als man seine Galeere heimkehren sah. Ein großes, allgemeines Freudengeschrei tönte ihm entgegen. —

Ziani erwachte wie aus einem Traume und schaute befremdet um sich. — »Hörst Du Dein Volk Dir rufen? — fragte Malapiero: Vernimmst Du, wie es Glück und Frieden von Dir fordert?« —

Doch Ziani schwieg und starrte vor sich hin. Da faßte Daponte seine Hand und sprach: »Hast Du Giovannens letzte Worte vergessen? Soll sie umsonst ihr Leben geopfert haben?«

Aber Ziani antwortete nicht. Er schaute zum Himmel auf, indeß ihm große, schwere Thränentropfen über die Wangen rollten, und bestieg schweigend mit ihnen das Boot, um zu landen.

Das Volk drängte sich mit Gewalt auf ihn zu. »Nimm die Krone! Ziani! — Nimm die Krone! schrie alles: Dich verlangen wir zum Doge.« — Man küßte ihm Kleid und Hände, fiel vor ihm nieder, die Mütter umschlangen mit ihren Kindern seine Knie, es war ein ungeheurer Tumult. Kaum wurde der alte Daponte erblickt, so schrien mehrere Stimmen: »Dort steht Vitales Mörder! Nieder mit ihm und seiner Tochter, sie wollen uns auch Ziani entreissen!« — und schon wollte man auf ihn zustürzen. — Da richtete Ziani sein Haupt stolz empor und gebot Ruhe! —

»Wer die Hand an Daponte zu legen wagt, ist des Todes! rief er mit hohem Ernst: Ich bin jetzt Euer Doge, und werde ihn selbst richten. Ihr habt mich erwählt, ich willige ein, aber hüthet Euch vor mir, denn ich steige mit kaltem Herzen auf den Thron!«

Man begleitete ihn nun im Triumph nach dem Pallast des Senats, wo er den Wahlherren erklärte, daß er bereit sey, die Krone anzunehmen, und so bestieg er den Thron — aber sein Herz blieb verödet! —

Daponte überlieferte sich freiwillig dem Gefängnisse. Ziani übergab seine Sache dem Senat; doch Malapiero vertheidigte den Alten dergestalt, daß selbst der Senat ihn, seiner Tochter wegen, frei sprach, und so wurde Daponte denn der treueste Diener Zianis.

Durch die ernsten und weisen Maaßregeln des neuen Doge, wurde der Republik bald die Ruhe wiedergegeben, und so kehrte denn das alte Gefühl des Muthes und der Kraft zurück. Das Volk, das seinen jetzigen Regenten vergötterte, aber auch an seinen ermordeten Vorgänger wie an einen Märtyrer dachte, sprach seine Wünsche nun laut aus: daß Ziani Vitales Tochter, die schöne Bianka zur Gemahlin wählen, und ihr

so das traurige Schicksal des Vaters wieder vergessen machen möchte. Auch seine Freunde drangen in ihn, sich zu vermählen, denn sie hofften, daß der düstre Ernst, der ihn nie verließ, am ersten durch zarte Frauenliebe weichen werde. Allein Ziani wollte die Stimme der Freunde und des Volkes nicht verstehen, er blieb ein Einsiedler in seinem Pallast und gab Biankens Hand seinem Malapiero, der ihre Liebe schon besaß.

Während dem hatte der Kaiser Friedrich nicht aufgehört, den Pabst Alexander III. zu verfolgen, und dieser, der sich vor dem unversöhnlichen Haß seines Gegners nirgend sicher wußte, floh endlich, auf die Freundschaft und den Schutz der Republik vertrauend, nach Venedig in ein Kloster, wo er sich vor aller Augen verbergen zu wollen schien. Aber die Republik war stolz darauf, das Oberhaupt der Kirche unter ihrem Schutze zu wissen, und Doge und Adel führten den Pabst mit großem Pomp aus seiner Einsamkeit in einen, für ihn prachtvoll eingerichteten Pallast. Man bot ihm, zwischen ihm und dem Kaiser, Venedigs Vermittelung an, und schickte auch wirklich eine glänzende Gesandtschaft deshalb an Friedrich ab. Allein der Kaiser wies sie mit Verachtung zurück, und bestand auf Ale-

randers Auslieferung. Da nun Ziani, der die Kraft seines Vaterlandes kannte, standhaft auf diese kränkende Zumuthung antwortete, so wurde dadurch aufs neue das Zeichen zum Ausbruch des Krieges gegeben.

Der Pabst Alexander fühlte wohl, daß sein Schicksal ganz in Zianis Händen lag, und glaubte alles mögliche anwenden zu müssen, um Zianis Interesse an das Seinige zu knüpfen. Er hatte eine Nichte, die Herzogin Valdrada, deren ungemeine Schönheit eben so allbekannt war, als ihre großen Besitzungen sie zu einer der reichsten und wünschenswerthesten Parthieen machte.

Alexander hatte sich vorbehalten ihre Hand zu vergeben, und so wie er schon manchen angesehenen und mächtigen Bewerber zurückgewiesen, so wünschte er jetzt sehnlich, durch sie den Doge auf immer an sich zu fesseln. Er lud sie deshalb zu sich nach Venedig ein. Ihre Schönheit und Anmuth übertraf den Ruf, der vor ihr herging, und da sie auch ein Muster weiblicher Tugend war, so huldigte ihr alle Welt. Selbst Ziani gestand, daß er nie ein vollkommneres Weib gesehen habe, und zeichnete sie mit großer Achtung aus. Als die Botschaft einging, daß Kaiser Friedrich unter der Anführung seines eige-

nen Sohnes Otto, eine mächtige Flotte gegen Venedig ausrücken lasse, und von den Ermahnungen des Pabstes und der Vertheidigung heilig scheinender Rechte entflammt, die Republik sich nicht fürchtete, nur mit 30 Galeeren dem Kampfe entgegen zu gehen, so sagte der Pabst, als Ziani ihn beim Abschiede um seinen Segen bat:

»Zieht getrost in den Krieg, mein Sohn! Mein Segen ist stärker denn tausend Schwerter. Dem Sieger hab' ich das schönste Kleinod bestimmt, die Hand der Herzogin Valdrada!«

Ziani zog mit seinem Geschwader hinaus, dem Feind entgegen. An Istriens Küste traf er die große feindliche Flotte. Es begann ein furchtbarer Kampf. — Ziani focht selbst wie ein Löwe; Malapiero und Daponte an seiner Seite. — Der Letztere fiel. — — Die Uebermacht des Feindes war groß, aber was vermochte sie gegen die Tapferkeit und Kriegskunst der Venetianer? — Viele feindliche Schiffe wurden überwältigt, viele in Brand gesteckt, und als Ziani und Malapiero endlich selbst in das Admiral-Schiff drangen und mit eigener Hand den Prinzen Otto zum Gefangenen machten, war der Sieg entschieden, und der Rest der feindlichen Flotte floh. —

Mit Beute beladen kehrten die Sieger stolz nach der Heimath zurück. Nie hatte die Republik einen glänzenderen und wichtigern Sieg erfochten. Die Bothschaft davon flog ihnen nach Venedig voraus. Der Pabst war außer sich vor Freude, denn er sah nun wohl ein, daß nach diesem gewaltigen Schlage, der selbst den kaiserlichen Prinzen in ihre Hände gebracht, sich der Kaiser vor ihm werde demüthigen müssen; und um die Rückkehr der Sieger recht feierlich zu machen, bestieg er in Begleitung des Senats und der hohen Geistlichkeit, mehrere Fahrzeuge, die ihn dem Doge entgegen führen sollten.

Indeß die Krieger auf Zianis Flotte frohlockten und jubelten, stand er selbst ernst und düster auf dem Verdeck seines Schiffes und schaute schweigend auf das Meer hin! — Malapiero nahte sich ihm, und seine Hand ergreifend sagte er:

»Mein Ziani, bist Du nun mit Deinem Schicksale zufrieden?« —

Ziani sah ihn wehmüthig an: »Ich bin es!« antwortete er: »Aber weißt Du, welch ein Tag heute aufgegangen ist?« —

Es war das Himmelfahrtfest, der nehmliche Tag, an welchem vor zwei Jahren sich Giovanna

in den Fluthen begraben hatte. »Sieh, fuhr Ziani fort: bald nahen wir der heiligen Stelle, wo jener Engel vor der Raserei meiner Liebe zum Tode entfloh, und ohne Brautkranz, mit dem kalten Lorbeer geschmückt, zieh ich über das Lager, wo meine Geliebte schläft, wie eine Sturmwolke hin!«

Malapiero suchte ihn zu zerstreuen; er sprach mit ihm von den großen Folgen ihres Sieges und nannte den Namen der schönen Herzogin Valdrada. Doch Ziani schüttelte sanft das Haupt und sagte:

Ich sehe wohl, Ihr alle rechnet falsch! Neben Giovannens ewig geliebtem heiligen Bilde und neben der Liebe zu meinem Vaterlande, hat kein anderes Gefühl in meiner Seele mehr Raum!« —

Jetzt erblickte man von fern die prächtig geschmückten Fahrzeuge, welche den Pabst mit seinem glänzenden Gefolge den Siegern entgegen führten. Das Schiffsvolk begrüßte sich gegenseitig mit frohem Zuruf, und als die Schiffe dicht zusammen gebracht waren, bestieg der Pabst die Galeere des Doge, wo er ihn vor aller Augen umarmte.

»Ihr seyd der größte Held Eurer Zeit! sagte der Pabst: der Stolz des Vaterlandes, die Stütze der Kirche! Ich bin gekommen um Segen und Dank Euch entgegen zu bringen!«

Ziani sank vor ihm auf die Knie, aber der Pabst, nachdem er seine Hand auf ihn gelegt hatte, hob ihn auf und fuhr fort: »Ich bringe Dir aber auch, mein Sohn, die verheißne Belohnung. Empfange aus meiner Hand hier Valdradens Verlobungsring, sie wird den Sieger als Braut begrüßen!« und hiermit reichte er dem Doge einen schönen goldnen Fingerreif.

Ziani nahm ihn, aber seine Hand zitterte, und seine gen Himmel gerichteten Augen standen voll Thränen. — »Kennst Du diese Stelle hier im Meer?« fragte er leise seinen Freund. Dieser nickte, wehmüthig bejahend, denn die Schiffe hielten jetzt eben in der Gegend des Meeres, wo die Wellen einst Giovannen aufgenommen hatten. — Endlich faßte sich Ziani wieder, wendete sich zum Pabst und sprach:

» Der Lohn, den Ihr mir bietet, heiliger Vater, wäre für jeden andern größer als das Verdienst; aber ich bin schon verlobt! — — hier wohnt meine Braut! verstattet, daß ich vor Euren Augen mich noch einmal mit ihr verlobe!«

— und hiermit ließ er den goldnen Ring in das Meer fallen, und schaute ihm sehnend nach, wie er in leichten Wellen-Kreisen verschwand, und hinunter sank zu der Braut, die auf dem Meeresgrunde den Hochzeitabend verschlief.

Der Pabst aber verstand Zianis Worte ganz anders und sagte: Wohlgesprochen, Herzog! Des Meer sey fortan Eure Braut, Ihr habt sie Euch erkämpft. Zum Gedächtniß dieses großen Tages verordne ich, daß Ihr und Eure Nachfolger am Himmelfahrtfeste, alljährlich, Euch auf gleiche Weise mit dem Meere vermählen möget, zum Zeichen der Herrschaft, die ich Euch hiermit über dasselbe zugestehe!«

Die Venetianer jubelten laut über die Einsetzung dieses Festes, das ihrem Stolze schmeichelte; aber Ziani drückte wehmüthig seinem Malapiero die Hand, der ihn allein verstanden hatte.

Nachdem man im Triumph in Venedig eingezogen war, schickte Ziani den gefangenen Prinzen Otto als Fiedensboten, an seinen bekümmerten Vater ab, und Venedig hatte bald die stolze Freude, durch die Vermittlung seines großen Doge, den Kaiser und den Pabst in seinen Mauern sich versöhnen zu sehen.

Ziani blieb unvermählt, und feierte noch mehrere Male das von ihm und dem Pabste am Himmelfahrttage eingesetzte Fest; aber nur in dem Sinne einer heiligen unvergänglichen Liebe zu Giovanna, und sendete ihr seine Verlobungsringe hinunter, als Zeichen, er sey ihr treu bis in den Tod. —

Ein und neunzig Dogen haben nach Ziani den herzoglichen Thron noch bestiegen. Sechshundert Jahre hindurch haben sie das Fest der Meeresvermählung gefeiert. — Aber keiner ahnete des Stifters zarten tiefen Sinn, mit dem er den ersten Ring in die Fluthen warf, und indeß sie alle, in ihrem eitlem Wahne, sich mit dem Meere zu vermählen meinten, waren seine unermeßlichen Wogen nur die Atlasvorhänge von Giovannens Brautbette, die tief auf dem Grunde desselben schlief und alle die Verlobungsringe, einzig nur als Zeichen der alten, unverletzten Treue ihres Ziani empfing.

Inhalt
des
dritten Bandes.

Wahnsinn und Tod 5
Das Begräbniß. Eine Erzählung . . . 77
Die Braut von sechs Jahrhunderten . . 105

Bey Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler in Wien, Essiggasse, unweit der k. k. Briefpost und in allen Buchhandlungen in den Provinzen, sind nachstehende Bücher um beygesetzte Preise in Conv. Münze zu haben:

Becker, W. G., Erzählungen. 5 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828. Broschirt 5 fl. — Dieselben 5 Bändchen ohne Titelk. 2 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Clauren, H., ausgewählte Unterhaltungen, 29 Bändchen mit schönen Titelkupfern. Wien 1825—1828. 17 fl. 24 kr., ohne Titelkupfer 11 fl. 36 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Clauren, H., Theater. 3 Bändchen mit Titelk. Wien 1825. In geschmackvollen Umschlägen broschirt 1 fl. 48 kr., ohne Titelk. 1 fl. 12 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Contessa, C. W., Erzählungen. 2 Thle. in 1 Bd. Wien 1826. Mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 30 kr.

Döring, G., die Krystallköniginn. — Nach Stürmen Ruhe. — Seppi's Reise zur Hochzeit. Drey Schweitzer-Erzählungen. Mit Titelk. Wien 1828. 36 kr.

Eckartshausen, Hofrath v., Schriften. 22 Bändchen mit Titelk. Wien 1830. u. 1831. 13 fl. 12 kr. — ohne Titelk. 8 fl. 48 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 24 kr.

Gellert, C. F., Fabeln und Erzählungen. Nebst dessen Lebensgeschichte. 2 Theile mit Titelk. Wien 1826. In Umschlägen brosch. 1 fl. 12 kr., auf Velinpapier 1 fl. 42 kr.

Houwald, Ernst v., Erzählungen. 3 Thle. Mit Titelk. Wien 1827. Brosch. 1 fl. 48 kr., ohne Titelk. 1 fl. 12 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Houwald, Ernst v., Theater und Gedichte. 5 Bändchen mit Titelk. Wien 1827. In Umschlag broschirt 3 fl., auf Velinpapier 4 fl. 40 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk 24 kr.

Irving, Washington, Erzählungen eines Reisenden. Aus dem Engl. übersetzt v. S. H. Spiker. 4 Bdchen. Wien 1826. Mit Titelk. 2 fl. 24 kr., ohne Titelk. 1 fl. 36 kr.

Jacobs, Fr., die beyden Marien. Eine Geschichte. 2 Thle. in 1 Bd. Wien 1827. Mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 30 kr.

Kind, Friedrich, auserwählte Unterhaltungen. 10 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1827. 6 fl., ohne Titelk. 4 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Kotzebues, A. v., ausgewählte Unterhaltungen. 34 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1829. 20 fl. 24 kr. Dieselben 34 Bdchn. ohne Titelk. 13 fl. 36 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

— — Theater. 50 Bände mit Titelk. Wien 1830. In saubern Umschlägen broschirt 30 fl., ohne Titelk. 25 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 30 kr.

Kuffner, Chr., Lustwäldchen der Laune. Frei bearbeitet nach britischen Originalen. Wien 1830. 36 kr.

Morier, J., die Abenteuer Hajji Baba's aus Ispahan, Aus dem Englischen übersetzt von Fr. Schott. 4 Bdchen. Wien 1826. Mit Titelk. 2 fl. 24 kr. ohne Titelk. 1 fl. 36 kr.

Musäus, J. A., Volksmährchen der Deutschen. 2 Bde. (36 Duodezbogen stark.) Mit Titelk. Wien 1825, broschirt 2 fl., ohne Titelk. 1 fl. 36 kr.

Pfeffel, G. C., ausgewählte Unterhaltungen. 9 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828. 6 fl. 24 kr. ohne Titelk. 3 fl. 36 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Prätzel's ausgewählte Unterhaltungen. 12 Bändch. Mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen brosch. 7 fl. 12 kr., ohne Titelk. 4 fl. 48 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Rittler, Dr. Fr., der Lerchenfelder Robinson, oder wunderbare Schicksale und Abenteuer des Sebastian Ganthöfer, eines gebornen Wieners auf Reisen zu Wasser und zu Lande. 2 Bdch. Mit Titelk. Wien. 1 fl.

Schilling, Gust., Stoffe. Wien 1826. Mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 24 kr.

Steigentesch, A. Frhrn. v., Erzählungen, Gedichte und vermischte Aufsätze. 2 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828. 1 fl. 12 kr.

— — Theater. 2 Bändchen. Mit Titelk. Wien 1828 In Umschlägen broschirt 1 fl. 12 kr.

Stern, H., Leben und Sitte in England. 2 Bdchen. Wien 1826. Mit Titelk. 1 fl. 12 kr., ohne Titelk. 48 kr.

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Mal aus einer tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max. Habicht, Fr. H. van der Hagen und Karl Schall. 20 Bändchen. Wien 1826. 10 fl. Dieselben 20 Bändchen ohne Titelkupfer 8 fl., einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 30 kr.

Tieck, Ludw., Novellen. 3 Bdchen. Wien 1826. Mit Titelk. 1 fl. 48 kr., ohne Titelk. 1 fl 12 kr.

Van der Velde's, C. F., Schriften. 21 Bändchen mit schönen Titelkupfern. Wien 1825—1828. In Umschlägen broschirt 12 fl. 36 kr. ohne Titelk. 8 fl. 24 kr. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr. ohne Titelk. 24 kr.

Wisflog, C., Phantasiestücke und Historien. 7 Bdchen Mit Titelk. Wien 1827. In Umschlägen broschirt 4 fl. 12 kr., ohne Titelk. 2 fl. 48 kr. auf Velinpap. 6 fl. Jedes Bändchen einzeln mit Titelk. 36 kr., ohne Titelk. 24 kr.

Zieglers, F. W., k. k. Hofschausp. sämmtliche dramatische Werke. 15 Bde. gr. 12. Wien 1824. Statt 15 fl. um 6 fl.